

Rothilda von Rotortod:
Überdreht
*Wie Außerirdische die Erde mit
Windrädern erobern wollten*
Roman



Nach der Erfindung einer Verjüngungspille drohen auf dem Planeten Kadohan Platz und Ressourcen knapp zu werden. Einziger Ausweg: die Suche nach einem Ersatzplaneten. Dabei fällt die Wahl auf den Planeten "Erde". Die für die Invasion benötigten Landungspfähle werden den "Erdlingen" gegenüber als Anlagen zur Stromerzeugung ausgegeben. So fasst der Roman das Gefühl der Entfremdung von der Natur, das aus der zunehmenden Vergritterung der Landschaft durch Windkraftanlagen resultiert, in das Bild eines Überwältigwerdens der Menschheit durch Außerirdische.

Über die Autorin:

Rothilda von Rotortod lebt zusammen mit ihrem Bruder Rother Baron in einer gläsernen Blog-Hütte. Unter der Adresse rotherbaron.com können alle sehen, womit die zwei sich gerade beschäftigen. Dort finden sich neben einem [Interview mit der Autorin](#) auch Informationen über einen weiteren Bruder Rothildas, der in der analogen Welt zu Hause sein soll.



Inhalt

I. Im Visier der Außerirdischen	7
1. Die Verjüngungspille	8
Suche nach einem Ersatzplaneten	8
Tarngeschichten	11
Das Erdlingsgehirn	14
Magische Zahlen	17
2. Eine Therapiesitzung	19
3. StarWind	25
Die Erdlinge, Gott und das Universum	25
Behaarte Erdlinge	28
Undercover-Einsatz auf dem Planeten Erde	31
Erste Fremdkontakte	33
Programmierung eines Erdlingsgehirns	34
Das Gefängnis des Namens	38
4. Die Erleuchtung	40
Verstörende Bilder	40
Die Windradkuppel	42
Hypnotische Blicke	44
Ein visionärer Film	45
Das Tor zur Zukunft	48

II. Die Landepfähle. <i>Zehn Jahre später</i>	52
1. Ein Alptraum	53
Feuerräder	53
Freiheitsträume	56
Industrialisierte Idylle	58
Frieda und Schampus	60
Eine Talentshow	62
Windkraftkünstler	65
2. Eine Strategiesitzung auf Kadohan	69
Heimkehrfreude	69
Das Gift der Finsternis	71
Die Zukunftskommission	74
Nebenwirkungen der Verjüngungspille	76
Leuchtende Erfolge	78
Ein nützlicher Erdlingskult	82
Hitzige Diskussionen	85
3. Reinhard	91
Nebelzauber	91
Unsichtbare Bedrohung	94
Kein Entkommen!	97
Ein Selbstversuch	100
Klagelaute	102
Pietätlos	106

4. Unter Mordverdacht	109
Eine Sondersendung	109
Lazerov	113
Der Informationsverdichter	117
Ein ungleiches Spiel	120
Sensationelle Entwicklungen	123
Ein hinterhältiger Plan	125
III. Der Angriff. <i>Zehn Jahre später</i>	129
1. Der Tag des Windes	130
Im Märchenwald	130
Unerwarteter Besuch	133
Mister Energy	134
Thilio	136
Verhaftet!	138
In Untersuchungshaft	140
Das Sühneopfer	142
Traum und Wirklichkeit	144
Erste Begegnung mit Thilio	145
Wiedersehen mit Schampus	147
Monikas Urteil	149
Vergifteter Freispruch	150
Gedrosselter Gesang	152

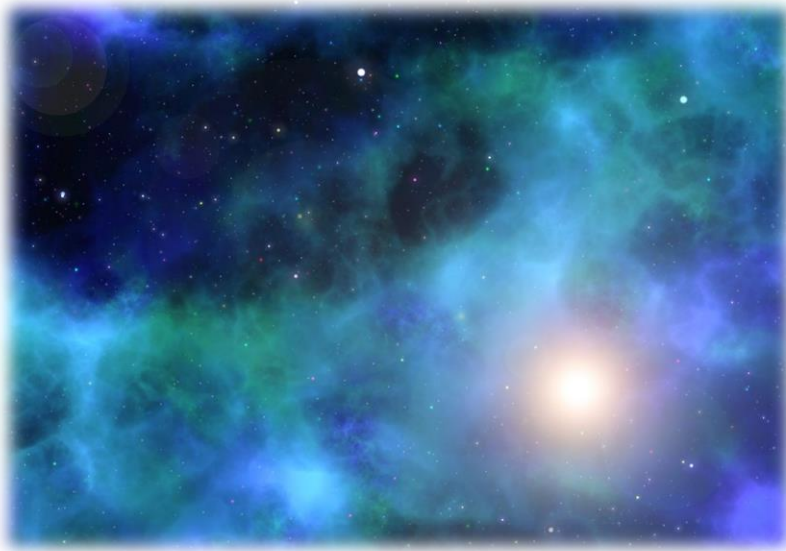
2. Kadohanische Wechselspiele	155
Sonnenstaub	155
Das Tor zum Kosmos	157
Der Grenzübertritt	161
Unheilvolle Ahnung	164
Unangenehme Fragen	167
Liebesbeweise	170
Der Entschluss	173
3. Himmelfahrt	175
Die Verkündigung	175
Verlassenheit	179
Kosmische Mückenschwärme	182
Das Lächeln des Weltraumreisenden	184
4. Auferstehung	187
<i>Bildnachweise</i>	191

I. Im Visier der Außerirdischen



1. Die Verjüngungspille

Nach der Einführung einer Verjüngungspille benötigt man auf dem Planeten Kadohan einen Ersatzplaneten für die künftigen Generationen. Ob der Planet Erde dafür wohl geeignet sein könnte?



Suche nach einem Ersatzplaneten

Als auf dem Planeten Kadohan die Verjüngungspille auf den Markt kam, war absehbar, dass die Ressourcen in naher Zukunft nicht mehr für alle ausreichen würden. Zwar hatte man umgehend ein Gesetz zur Regulierung der Fortpflanzung erlassen und diese vollständig auf künstliche Befruchtung umgestellt. Dennoch war klar, dass schon bald – wollte man die Vermehrung nicht komplett abschaffen – ein Ersatzplanet für die nachkommenden Generationen gefunden werden musste.

Als Ergebnis ausführlicher kosmischer Erkundungen fiel die Wahl schließlich auf den Planeten Erde. Zum einen war dieser für die Raumschiffe von Kadohan relativ leicht zu erreichen. Zum anderen verfügte der Planet über interessante Rohstoffvorkommen und bot zudem ideale Voraussetzungen für eine dauerhafte Besiedlung.

Das Problem war nur: Der Planet Erde war bereits besiedelt. Wollte man ihn für die eigene Bevölkerung nutzen, musste man entweder eine entsprechende Übereinkunft mit der dort dominierenden Spezies erzielen oder aber diese verdrängen.

Als Ergebnis einer Erkundungsmission, die man verdeckt auf der Erde durchgeführt hatte, wurde die erste Variante als unrealistisch eingestuft. Bei den Erdlingen handle es sich, so berichteten die Mitglieder des Erkundungsteams übereinstimmend, um eine ausgesprochen aggressive Spezies, die eher den eigenen Planeten zerstören würde, als ihn mit anderen zu teilen. Außerdem seien die Erdlinge selbst sehr vermehrungsfreudig und tendierten ebenfalls dazu, die Besiedlungskapazitäten ihres Planeten über Gebühr zu beanspruchen.

So wurde für die Kadohaner genau das zum Problem, was die Erde für sie attraktiv machte. Eben weil der Planet ideale Lebensbedingungen für sie bot, waren ihnen die dort herrschenden Wesen in Konstitution und Naturell sehr ähnlich. Ein Miteinanderleben und Teilen der Ressourcen erwies sich dadurch als schwierig bis unmöglich.

Am Ende blieb deshalb nur die zweite, invasorische Variante übrig. Auch damit waren jedoch nicht zu unterschätzende logistische Probleme verbunden. Wie die Erkundungsmission ergeben hatte, verfügten die Erdlinge über ein äußerst effektives Arsenal

an zerstörerischen Waffen. Selbst wenn der eigene Schutzschirm deren tödliches Potenzial neutralisieren sollte, drohte doch die Gefahr, dass die Erdlinge durch den Angriff zum Äußersten getrieben und den Planeten mit ihren eigenen Waffen auf Dauer unbrauchbar machen würden.

Die einzige Möglichkeit, die Erdlinge von diesem selbstzerstörerischen Tun abzuhalten, bestand darin, die Invasion von langer Hand vorzubereiten und sie dann so schnell und so effektiv umzusetzen, dass den Angegriffenen keine Zeit zur Gegenwehr bliebe.

Dem stand jedoch entgegen, dass die Raumschiff-Flotte von Kadohan den Radarschirm, den die Erkundungsmission rund um die Erde aufgespürt hatte, kaum unbemerkt würde passieren können. Der Tarnkappenmodus, der für einen einzelnen kleinen Raumgleiter leidlich funktionierte, stieß hier an seine Grenzen. Spätestens beim Landeanflug ließe sich die Existenz der Raumschiffe nicht mehr verbergen – und würde dann den befürchteten Gegenangriff provozieren.

Erschwerend kam hinzu, dass die Raumschiffe an ganz bestimmten, strategisch günstigen Stellen landen mussten, um die Gegenwehr der Erdlinge im Keim zu ersticken. Dafür mussten die Landeplätze entsprechend markiert werden. Was man brauchte, waren mindestens 100 Meter hohe Türme, die durch kräftige Blinksignale die Landestellen anzeigen sollten.

Außerdem sollten sich am oberen Ende der Türme idealerweise gewaltige Propeller drehen. Die Erkundungsmission hatte nämlich auch zu der Erkenntnis geführt, dass sich die Triebwerke der großen Transportraumschiffe beim Eintritt in die Erdatmosphäre übermäßig erhitzen würden.

Um die Explosionsgefahr beim Aufprall auf den Boden zu minimieren, wollte man die Motoren vorher kühlen. Diesem Zweck sollten die von den Propellern erzeugten Winde dienen. Zusätzlich wurde von ihnen auch eine antiikonographische Funktion erwartet: Sie sollten das Bild der Raumschiffe so verändern, dass sie aus der Ferne wie ein Meteoritenschwarm wirken würden.

Tarngeschichten

Die entscheidende Frage war nun, wie diese Vorarbeiten durchgeführt werden könnten, ohne das Misstrauen der Erdlinge zu erregen. In der Zukunftskommission, wo alle für den Planeten essenzielle Fragen debattiert wurden, war man sich schnell einig: Das Problem wäre nur mit Hilfe eingeschleuster Pseudo-Erdlinge zu lösen, die den wahren Zweck der Bauwerke verschleiern würden. Aber mit welcher Geschichte sollte man die tatsächliche Funktion der Betonmasten ummanteln?

Als Erstes meldete sich der Beauftragte für die innere Dynamik des kosmischen Geschehens zu Wort. Seinen Schädel, der wie bei allen Kadohanern kahl war, zierten blau schimmernde konzentrische Kreise. "Wie wäre es denn", fragte er, "wenn wir das Geheimnisvolle, Unfassbare der Bauwerke ganz offen aufgreifen würden? Wenn wir die Betonpfähle also zu Sakralbauten erklären würden?"

"Ich glaube kaum, dass das eine gute Idee wäre", entgegnete eine Kadohanerin, die selbst an der Erkundungsmission zur Erde teilgenommen hatte. In dem auf Kadohan üblichen bauschigen Gewand schien ihr zierlicher Körper fast zu versinken. "Erstens benötigen wir weit mehr Landepfähle, als es auf der Erde Sakralbau-

ten gibt. Und zweitens hat unsere Erkundungsmission gerade ergeben, dass deren Bedeutung unter den Erdlingen insgesamt eher abnimmt. Zusätzliche Sakralbauten wären ihnen also nur schwer vermittelbar."

"Und wenn wir die Landepfähle als Wohntürme etikettieren?" überlegte einer, der als Mitglied des Bauteams in die Zukunftskommission berufen worden war. Tatenfroh blitzten seine braunen Augen in die Runde.

"Das ist auch kein sehr realistisches Szenario", meinte die Expeditionsteilnehmerin. "Die Erdlinge wohnen entweder ganz für sich allein oder in Wohnblöcken, die sehr eng beieinanderstehen. Einzelnen in der Landschaft stehende Wohntürme würden ihren Alltagsgewohnheiten zu sehr widersprechen. Und außerdem: Wie sollten wir denn dann die Rotorblätter erklären, die wir auf die Türme montieren wollen?"

"Genau!" stimmte ihr ein anderes Kommissionsmitglied zu. "Landepfähle als Wohntürme – das würde nicht funktionieren. Damit würden wir die Erdlinge ja sozusagen selbst an die Landestelle einladen. Dann bräuchten wir den ganzen Verschleierungsaufwand erst gar nicht zu betreiben!"

"Wir könnten den Erdlingen das Ganze doch auch als Stromerzeugungsprojekt verkaufen", regte schließlich einer an. "Energie scheint doch auch bei den Erdlingen eine knappe Ressource zu sein."

"Lasst uns das doch einfach mal mit dem Simulator durchrechnen", schlug ein anderer vor. "Dann werden wir ja sehen, ob das Etikett genug Überzeugungspotenzial in sich birgt."

Also fütterte man den Simulator in der Ecke des Besprechungsraums mit den Daten, die die Fiktion "Stromerzeugung durch Rotorblätter in großer Höhe" untermauern sollten.

Das Ergebnis war äußerst ernüchternd: hoher Energieaufwand bei der Herstellung der Anlagen, unsichere, schwankende Energiegewinnung, hohe Kosten für die spätere Entsorgung des Materials, dazu schwer abzuschätzende Folgekosten durch schallbedingte Gesundheitsschäden sowie durch Bodenverdichtung und den Verlust von Grünflächen. Die Geschichte schien sich demnach kaum als Begründungsschema für die Bedeckung ganzer Landstriche mit über 100 Meter hohen Betonpfählen zu eignen.

"Schade – das war wohl nichts", musste selbst derjenige zugeben, der die Idee eingebracht hatte.

"Nun mal langsam", bremste der Leiter der Erkundungsmission, der sich bislang aus der Diskussion herausgehalten hatte. Auf seinem Schädel war ein fensterähnliches Rechteck zu sehen – vielleicht ein Symbol für den Blick in ferne Welten. "Ich finde den Vorschlag gar nicht so schlecht", widersprach er der allgemeinen Einschätzung.

Alle sahen ihn erstaunt an. Der Expeditionsleiter schien ihre Verwunderung zu genießen. Er hatte ein jugendliches Aussehen, was aber wohl vor allem daran lag, dass er erst vor kurzem wieder eine Verjüngungspille eingenommen hatte. In Wahrheit gehörte er zu den erfahrensten Experten in der Runde. Schließlich leitete er schon seit über 100 Jahren die Abteilung für extrastellare Exploration.

"Aber auf dieses Märchen fallen doch noch nicht einmal Kleinkinder herein!" protestierte eine Kadohanerin mit besonders wei-

tem Gewand. Es wellte sich wie ein stürmisches Meer, als sie unwillig abwinkte.

"Bei uns vielleicht nicht", räumte der Expeditionsleiter ein. "Vergesst aber bitte nicht: Wir ähneln den Erdlingen zwar äußerlich, unterscheiden uns in unserer Hirnstruktur aber sehr stark von ihnen. Während bei uns die Verarbeitung von Emotionen und analytische Operationen in zwei voneinander unabhängigen Gehirnen ablaufen, verfügen die Erdlinge für beides nur über ein einziges Organ. Dadurch werden die Denkvorgänge unmittelbar von ihren Gefühlen beeinflusst."

"Ja – und?" fragte ein anderes Kommissionsmitglied. "Was nützt uns das?"

Der Expeditionsleiter lächelte überlegen – mit der linken Gesichtshälfte, der, wo sein Gefühlshirn saß. "Nun", erläuterte er, "wir müssen lediglich eine Katastrophe inszenieren, die den Erdlingen die mangelnde Zuverlässigkeit einer anderen, für sie wichtigen Energiequelle auf drastische Weise vor Augen führt. Die dadurch ausgelösten Angstgefühle werden die Bereitschaft, unserer Windstromgeschichte Glauben zu schenken, automatisch erhöhen."

Das Erdlingsgehirn

Die anderen sahen ihn noch immer skeptisch an. "Und was für eine Katastrophe soll das ein?" wollte eine ihm gegenüber sitzende Kollegin wissen.

"Nun, ich hatte da an einen Unfall in einem Atomkraftwerk gedacht", erwiderte der Expeditionsleiter.

"Aber die Atomkraft ist doch völlig unschädlich", wandte jemand ein.

"Für uns schon", räumte der Expeditionsleiter ein. "Wir sind ja auch immun gegen die dabei entstehende Strahlung. Für die Erdlinge stellt sie jedoch eine tödliche Bedrohung dar. Und weil diese Bedrohung unsichtbar ist und zudem auch noch Jahrhunderte nach der Nutzung des entsprechenden Materials fortbesteht, haftet ihr etwas ausgesprochen Unheimliches an. Wir müssen hier also nur ein ohnehin schon vorhandenes Bedrohungsgefühl aktivieren und verstärken, um unsere Ziele zu erreichen."

Die Kollegin ihm gegenüber schüttelte den Kopf: "Das verstehe ich nicht. Warum sollten die Erdlinge denn eine ineffektive Form der Energiegewinnung gutheißen, nur weil sie eine andere als für sie schädlich erkannt haben? Wir haben das Modell ja auch durch einen kurzen Blick auf unseren Simulator verwerfen können."

"Echte Simulatoren kennen die Erdlinge nicht", belehrte sie der Expeditionsleiter. "Stattdessen stellen sie umständliche Modellrechnungen an, die oft zu widersprüchlichen Ergebnissen führen und zudem leicht manipulierbar sind. Hinzu kommt, dass die Erdlinge das Denken als anstrengend empfinden – ihre Gehirne sind wohl einfach noch nicht so weit entwickelt wie unsere. Daher übernehmen sie lieber die Meinungen anderer, als ihre eigenen Schlüsse aus den Fakten zu ziehen. Dies kommt uns insofern entgegen, als wir nur die wichtigsten Meinungsführer auf unsere Seite ziehen müssen, um die Erdlinge in die gewünschte Richtung zu lenken."

"Gibt es denn schon hinreichende Informationen zu diesen Meinungsführern?" erkundigte sich einer.

Der Expeditionsleiter nickte: "Ich denke, wir sollten uns vor allem auf die Repräsentanten der Umweltschutzbewegung stützen."

Da er die verständnislosen Blicke der anderen auf sich gerichtet sah, ergänzte er: "Die Erdlinge begreifen sich nicht als Teil eines Ganzen, sondern als etwas, das dem übrigen Existierenden auf ihrem Planeten gegenübersteht. Deshalb bezeichnen sie alles, was sie nicht als unmittelbaren Teil ihrer eigenen Welt – der Erdlingswelt im engeren Sinne – empfinden, als 'Umwelt'. Diese hat für sie in erster Linie dienende Funktion und wird von ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse ausgebeutet.

Wer sich als 'Umweltschützer' versteht, tritt für einen schonenderen Umgang mit dieser Umwelt ein – sei es, weil er ihr einen stärkeren Eigenwert zuerkennt als andere Erdlinge, sei es, weil er andernfalls gesundheitliche Gefahren für seine eigene Spezies befürchtet. Wenn es uns gelingt, in dieser Gruppe Anhänger für unser fiktives Projekt zu finden, verleihen wir diesem folglich einen sauberen Anstrich und erhöhen so allgemein dessen Glaubwürdigkeitspotenzial."

"Und wie soll das gehen?" meldete sich ein Kommissionsmitglied zu Wort, das schon die ganze Zeit über besonders auffällig die Stirn gerunzelt hatte. "Unser Simulator hat doch gerade auch für das, was die Erdlinge als 'Umwelt' bezeichnen, negative Auswirkungen vorhergesagt – speziell für Lebewesen, die sich durch die Luft bewegen."

"Ich sagte ja bereits – das Denken der Erdlinge erfolgt nicht unabhängig von ihren Gefühlen", wiederholte der Expeditionsleiter. "Wenn die Katastrophe, von der ich gesprochen habe, stark genug ist und so die gewünschten Emotionen freisetzt, wird das alle Bedenken gegen unsere Windstromgeschichte beiseitefegen."

Magische Zahlen

"Aber das wird doch nicht ewig anhalten", gab eine andere Kritikerin zu bedenken. "Irgendwann werden die negativen Effekte der neuen Stromerzeugungsvariante schließlich nicht mehr zu übersehen sein."

Der Expeditionsleiter zeigte wieder sein halbseitiges Lächeln. "Richtig. Deshalb müssen wir die Anfangsängste nutzen, um einen sich selbst verstärkenden Prozess in Gang zu setzen, in dem die ursprünglichen, primären Interessen an der neuen Stromerzeugungsform durch andere, sekundäre Interessen ergänzt werden."

"Und welche sollen das sein?" hakte die Kritikerin nach.

"Nun, ich hatte da in erster Linie an finanzielle Interessen gedacht", erläuterte der Expeditionsleiter. "Denn, wie es bei den Erdlingen heißt: 'Geld regiert die Welt'."

Die anderen sahen ihn irritiert an. "Geld?" fragte schließlich jemand. "Was ist das denn nun wieder?"

Der Expeditionsleiter zuckte mit dem Mundwinkel der rechten Gesichtshälfte, wo sein Denkhirn saß. "Tja ... Wie soll ich das erklären? Am besten könnte man Geld wohl als eine Art von magischen Zahlen beschreiben. Es gibt sie sowohl in materieller Form – als Metallplättchen oder Papierscheine – als auch in immaterieller Form. In letzterem Fall sind sie nicht mehr als Zahlenkolonnen auf einem Monitor. Jeder benötigt ein Mindestmaß davon, um seine Grundbedürfnisse zu befriedigen. Was darüber hinausgeht, kann man dafür nutzen, sich seine Träume zu erfüllen."

"Aber das geht doch gar nicht!" protestierte das Kommissionsmitglied, das schon eben seine Skepsis bekundet hatte. "Träume zeichnen sich doch gerade dadurch aus, dass sie unerfüllbar sind."

"Stimmt", räumte der Expeditionsleiter ein. "Für die Erdlinge spielt es aber gar keine Rolle, ob sie ihre Träume mit dem Geld wirklich zu erfüllen versuchen oder nur von der Erfüllung ihrer Träume träumen – die Zahlen haben so oder so eine elektrisierende Wirkung auf sie. Sie sind ganz verrückt danach. Wenn wir daher die damit zusammenhängenden Emotionen mit unserer Windstromgeschichte verknüpfen, wird es uns für längere Zeit gelingen, kritische Nachfragen zu unterbinden.

Selbst diejenigen, die sich als 'Umweltschützer' sehen, sind unter diesen Umständen imstande, das, was der Umwelt schadet, als förderlich für sie zu bewerten. Wenn es gut läuft, können wir den Erdlingen unsere Landepfähle über diesen Umweg am Ende vielleicht sogar zusätzlich als Sakralbauten verkaufen. Dadurch würde unsere Geschichte praktisch unangreifbar werden."

Zwar überwog auch jetzt noch die Skepsis in der Kommission. Aus Mangel an Alternativen beschloss man aber dennoch, das Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die merkwürdigen Sitten der Erdlinge, von denen der Expeditionsleiter erzählte, wirkten auf die meisten Kommissionsmitglieder einfach zu fremd. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass der Expeditionsleiter mit seiner Analyse richtig lag. Womöglich war am Ende ja doch alles einfacher, als es im Moment aussah.

2. Eine Therapiesitzung

Umweltpolitiker Alfred Heimenross hat ein Problem: Er ist sich selbst fremd geworden.



Der Besprechungsraum der Therapeutin wirkte ein wenig wie eine Höhle aus Kindertagen. Deckenfluter erzeugten ein gedämpftes Licht, das von den terracottafarbenen Wänden nur schwach reflektiert wurde. Der ockerfarbene Teppichboden schluckte jedes überflüssige Geräusch, so dass der Klang der Stimme sich ungestört entfalten konnte.

Beste Voraussetzungen für eine Seelenreise boten auch die Sitzgelegenheiten, die zwanglos im Raum verteilt waren. Neben einem Computertisch mit Gästestühlen und einer klassischen Sigmund-Freud-Couch gab es auch eine Sitzgruppe mit blauen Sesseln. Diese waren so weich, dass sie die Verirrten und Suchenden umfingen wie eine Mutter, die ein weinendes Kind in den Arm nimmt. Wer in ihnen versank, bekam einen körperlichen Eindruck

von dem, was seiner Seele bevorstand: dem Hinabsinken in das eigene Ich.

Alfons Heimenross hatte es sich nach anfänglichem Zögern auf der Sigmund-Freud-Couch bequem gemacht. Der Grund für diese Wahl war vor allem, dass er sich, wie schon seit einigen Wochen, auch an diesem Morgen wieder unendlich müde fühlte. Außerdem hatte er weiche Sessel. Er fühlte sich darin stets an ein sehr unschönes Erlebnis aus seiner Kindheit erinnert, als er einmal fast im Moor ertrunken wäre – und er wollte die Seelenreise ja nicht gleich bei seinen frühesten Traumata beginnen.

Erschwerend kam hinzu, dass er noch nie bei einer Therapeutin gewesen war. Er hätte auch nicht gedacht, dass er einmal eine aufsuchen würde. Aber die Ereignisse der letzten Wochen hatten ihn zuletzt so beunruhigt, dass er sich einfach nicht mehr anders zu helfen wusste.

Nach seinen ersten Worten war Heimenross in ein dumpfes Schweigen versunken. Fast schien es, als wäre er in eine Art Halbschlaf gefallen. Daher fragte die Therapeutin mit wiegenliedhafter Stimme nach: "Und Sie haben also den Eindruck, sich selbst fremd zu sein?"

Heimenross fuhr zusammen. Es erschreckte ihn, das, was er über sich selbst gesagt hatte, aus einem anderen Mund zu hören. "Ich weiß, das ... das klingt irgendwie lächerlich. Vielleicht drücke ich mich ja auch falsch aus – ich bin nicht so gut in solchen Gesprächen."

Die Therapeutin lächelte nachsichtig. Mit ihrer randlosen Brille und dem Notizbuch in der Hand wirkte sie eher wie eine Lehrerin, die sich Aufzeichnungen für das nächste Zeugnis macht. Auch deshalb vermied es Heimenross, ihr ins Gesicht zu sehen. Dabei

tat die Frau, ganz Psychologin, alles, um ihm seine Beichte zu erleichtern.

"Lächerliches und Falsches gibt es hier nicht", ermutigte sie ihren Klienten. "Lassen Sie einfach Ihren Gefühlen und Gedanken freien Lauf. Denken Sie an eine Traumreise: Alles kommt, wie es kommt, nichts ist verboten. Jedes Gefühl darf sich ein Bild suchen."

Da Heimenross dennoch beharrlich schwieg, baute die Therapeutin ihm eine weitere Brücke: "Schildern Sie doch einfach mal eine Situation, in der Sie diese Fremdheitsgefühle überkommen."

Heimenross' Augenlider zuckten. Stockend erklärte er: "Na ja ... Zum Beispiel morgens, vor dem Spiegel, wenn ich mir ins Gesicht schaue ... Da habe ich oft das Gefühl, dass ich gar nicht der bin, der mich da aus dem Spiegel ansieht. Diese blassen Lippen, die ungepflegten Haare, die tiefen Ringe unter den Augen ... Das sieht mir alles gar nicht ähnlich."

Die Therapeutin schmunzelte. "Diese Fremdheitsgefühle kenne ich auch ..."

Eine leichte Röte schimmerte auf Heimenross' Wangen. "Ich sage ja: Das klingt irgendwie blöd. Midlife-Crisis, könnte man sagen, die Haare sind nicht mehr so kräftig, ich könnte sie zurückschneiden, halblang ist eh nicht ideal für einen Politiker. Und die Ringe unter den Augen: Zu wenig Schlaf, das typische Problem aller Workaholics. Spann mal aus, Heimenross, könnte ich mir sagen, fahr einfach mal für zwei Wochen ans Meer, danach kannst du wieder voll durchstarten!"

Die Therapeutin kritzelte etwas in ihren Notizblock. "Wäre das denn keine gute Idee? Meinen Sie nicht, Sie sollten diesem Bedürfnis nachgeben, wenn Sie es schon selbst empfinden?"

"Genau das ist ja das Problem!" ereiferte sich Heimenross, fast wie in einer seiner Parlamentsreden. "Ich habe ja schon versucht, mich mal eine Zeit lang auszuklinken. Abends in die Sauna gehen oder mit Freunden bei einem Bier abhängen, wie früher, als ich noch nicht so viele Verpflichtungen hatte. Aber das hilft alles nichts. Ich werde einfach dieses verdammte Gefühl nicht los, nicht mehr ich selbst zu sein! Ich fühle mich schon ganz fahrig deswegen."

Die Therapeutin sah von ihrem Notizblock auf: "Haben Sie vielleicht Schlafstörungen?"

"Ausschließen kann ich das nicht", bekannte Heimenross. "Vielleicht ist aber auch das Gegenteil der Fall. Ich habe jedenfalls eher das Gefühl, zu fest zu schlafen. In letzter Zeit habe ich sehr intensive Träume, an die ich mich morgens ganz genau erinnern kann. Ich habe dann fast den Eindruck, das Geträumte wirklich erlebt zu haben."

Die Therapeutin beugte sich leicht vor. Vorsichtig, als wollte sie das kostbare Geständnis nicht gefährden, erkundigte sie sich: "Und was sind das für Träume?"

Heimenross seufzte. "Da ist vor allem ein Traum, der immer wiederkommt. Ein bestimmtes Bild, das ich einfach nicht loswerde: Ich wache morgens auf – ich meine natürlich: ich träume, dass ich aufwache –, und die ganze Welt ist vollgestellt mit riesigen Stahlbetontürmen. Ich gehe durch einen endlosen Wald aus Betonbäumen, ich laufe und laufe, immer weiter ..."

Hektisch huschte der Kugelschreiber der Therapeutin über die Seiten ihres Notizbuchs. "Und von diesen Alpträumen fühlen Sie sich dann morgens zerschlagen?"

Heimenross schüttelte heftig den Kopf. "Das ist ja gerade das Seltsame!" stellte er klar. "Ich empfinde die nächtlichen Bilder gar nicht als Alpträume. Genau das meine ich, wenn ich sage: Ich werde mir selbst fremd. Die Wanderungen durch den Betonwald sind mir angenehm. Ich genieße es, mit der Hand über die glatten, von keinem Verfall bedrohten Stahlstämme zu streichen. Ich habe mich sogar schon dabei ertappt, vor Autobahnbrücken stehen zu bleiben und die Betonpfeiler zu bewundern, die die breiten Trassen stützen. Dabei habe ich mich früher an jeden Baum gekettet, der einer Straße weichen sollte!"

Die Therapeutin warf einen besorgten Blick auf Heimenross. Hektische Flecken leuchteten auf seinem Gesicht, seine Mundwinkel zuckten unkontrolliert. In betont ruhigem Ton redete sie auf ihren Patienten ein: "Versuchen Sie doch, sich zu ihren Gefühlen zu bekennen! Stahl und Beton sind nun einmal die Baumaterialien unserer Zeit. Vielleicht sollten Sie sich einfach nicht so sehr dagegen wehren und diese Tatsache anerkennen."

Heimenross runzelte die Stirn. Eine Zeit lang verfiel er wieder in ein grüblerisches Schweigen. "Wenn es nur diese Träume ... diese blöden Träume wären", murmelte er dann monoton, als würde er mit sich selbst sprechen. "Aber da ist noch etwas anderes ... Ich habe auch sonst den Eindruck, mir selbst fremd zu sein, auch im Umgang mit anderen ..."

Die Therapeutin rückte ihre Brille zurecht. "Und worin äußert sich das?" fragte sie, die Stimme einfühlsam senkend.

Heimenross kratzte sich erst am rechten, dann am linken Ohr. Unruhig rutschte er auf der Couch herum. "Nun", erläuterte er, "zum Beispiel habe ich seit einiger Zeit ständig Heißhunger auf Pizza. Jeden Abend lasse ich mir vom Pizza-Service um die Ecke

eine bringen – am anderen Morgen kann ich mich aber weder an den Geschmack der Pizza noch an das Gesicht des Pizza-Boten erinnern. Es ist, als hätte jemand anders die Pizza bestellt."

Nachdenklich strich die Therapeutin mit der Hand über ihr Kinn. "Und Sie sind sich sicher, dass Sie die Pizzabestellung nicht auch träumen?"

Heimenross lachte bitter auf. "Ich muss mir ja nur die leere Pizzaschachtel anschauen – und meinen Bauchumfang. Nein, der Pizzakonsum ist real. Nur die Erinnerung daran ist ausgesetzt."

"Trinken Sie vielleicht zu viel Rotwein dazu?" fragte die Therapeutin, halb im Scherz.

Ein erneutes Kopfschütteln war die Antwort: "Ein, zwei Gläschen würde ich nicht als zu viel bezeichnen. Und außerdem: Wenn der Wein schuld wäre an dem allabendlichen Filmriss, müsste ich jetzt nicht meine Psyche untersuchen lassen, sondern meine Leber."

"Tja", resümierte die Therapeutin, während sie ihr Notizbuch zuklappte. "Das scheint sich in der Tat um einen recht speziellen Fall zu handeln bei Ihnen. Am besten schreiben Sie in den nächsten Tagen alles auf, was Ihnen auf der Seele brennt. Ich habe mir jetzt ja auch einige Notizen gemacht und werde mir bis zur nächsten Sitzung alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Dann werden wir bestimmt klarer sehen!"

Müde erhob Heimenross sich von der Couch. Er fühlte sich wie nach einer missglückten Operation.

3. StarWind

Im Rahmen ihrer Mission zur Erkundung des Planeten Erde gründen die Kadohaner die Firma StarWind. Auch erste Versuche zur Umpolung des Gehirns eines Erdlings, der als Vermittler für ihre Invasionspläne eingesetzt werden soll, verlaufen erfolgreich.



Die Erdlinge, Gott und das Universum

Die Geschäftsräume der Firma StarWind, die ihrer Kundschaft eine umfassende Betreuung in Sachen "Energy Consulting" versprach, wirkten hell und freundlich. In der zehnten Etage eines modernen Bürokomplexes gelegen, bot sich von dem Firmensitz aus ein adlerhafter Blick über die Niederungen der Stadt.

Hinter einer breiten Fensterfront, die sich fast über die ganze Außenwand erstreckte, befanden sich einzelne, großzügig angelegte Büros, die sich um einen in der Mitte gelegenen Showroom grup-

pierten. Die Büromöbel schimmerten in durchsichtigem Plexiglas, das in den lichtdurchfluteten Räumen in der Luft zu schweben schien. So strahlte alles die verheißungsvolle Botschaft einer neuen Zeit aus: Transparenz! Reinheit! Weitsicht! Zukunft!

Der Name "StarWind" hatte auf Kadohan zunächst für Gelächter gesorgt. Der Expeditionsleiter – der nun als Büroleiter in den futuristisch wirkenden Räumen der Firma StarWind saß – konnte sich noch genau an die Reaktionen der anderen Kommissionsmitglieder erinnern.

Die meisten hatten seinen Vorschlag für einen Scherz gehalten. War das nicht eine zu offensichtliche Anspielung auf die faktischen Ziele, die man mit dem vermeintlichen Energieangebot verband? Musste so nicht selbst der dümmste Erdling merken, dass man ihm ein trojanisches Pferd unterschob?

Aber der Expeditionsleiter hatte sich durch das Lachen der anderen keineswegs aus der Ruhe bringen lassen. "Ich kann gut verstehen, dass ihr den Namen komisch findet. Aber versucht doch mal, euch in die Erdlinge zu versetzen. erinnert ihr euch an das, was ich euch über ihre Weltraumflüge erzählt habe? Nach unseren Maßstäben sind das eher Hüpfen als Flüge. Noch nicht einmal ihren Nachbarplaneten können sie mit ihren Raumschiffen erreichen! Sie sind sogar schon stolz, wenn sie den Spaziergang zu ihrem Mond störungsfrei bewältigen. Wie sollten sie da auf die Idee kommen, dass Wesen von einem Lichtjahre entfernten Planeten sich auf den Weg zu ihnen machen?"

Der Expeditionsleiter strich sich mit einem Finger über die Augen – was auf Kadohan ein Ausdruck der Geringschätzung für andere war. Nachdem das Gelächter vollständig abgeebbt war, ergänzte er: "Vergesst bitte nicht: Für die Erdlinge ist das Universum kein

Fortbewegungsraum. Sie sehen andere Galaxien nur aus der Ferne. Deshalb erscheint ihnen der Kosmos als ein einziges großes Geheimnis. Und weil ihr Denken sich ohnehin ständig mit ihren Gefühlen vermischt, sehen sie in der Unendlichkeit des Welt-raums eine Art Sinnbild für das, was sie 'Gott' nennen."

"Gott?" unterbrach eine der Anwesenden den Redefluss des Expeditionsleiters. "Was soll das denn sein?" Es war eine jüngere Teilnehmerin, die zum ersten Mal in den Expertenkreis berufen worden war.

Der Expeditionsleiter seufzte. "Das ist wirklich schwer zu erklären ... Gott ist für die Erdlinge im Grunde alles, was sie nicht verstehen können. Alles, was über ihre begrenzte Vorstellungswelt hinausreicht, sei es nun der innere Zusammenhang der Dinge in ihrer Welt oder deren Beziehung mit anderen Welten."

"Und warum soll es dann etwas bringen, mit dem Namen unserer Firma auf den Weltraum anzuspielen?" wollte die Neue wissen. "Wird das die Erdlinge nicht eher verunsichern?"

"Ganz im Gegenteil!" belehrte sie der Expeditionsleiter. "Gerade weil sie das Universum nicht verstehen, fühlen sie sich magisch angezogen von allem, was mit ihm zusammenhängt. Sie erfinden sogar eigene Geschichten über Weltraumreisen, in denen sie sich das erträumen, was sie nicht erreichen können. Und 'Star' ist für sie auch die Bezeichnung für Personen, die aus dem Alltag herausragen, für Wesen, zu denen sie aufblicken wie zu den Sternen. Auf entfernte Sterne anzuspielen und auf die geheime Kraft, die von ihnen ausgeht, macht unsere Firma also eher besonders attraktiv für die Erdlinge."

Behaarte Erdlinge

Während der Expeditionsleiter sich in dieser Frage durchsetzen konnte, musste er in einem anderen Punkt den geäußerten Bedenken nachgeben. Sein Vorschlag, die Umsetzung des Projekts ausschließlich getarnten Bewohnern von Kadohan zu übertragen, wurde am Ende zurückgewiesen.

Den meisten erschien eine solche Vorgehensweise schlicht zu riskant. Was, wenn die Erdlinge doch ein Sensorium für extraterrestrische Intelligenz haben sollten? Oder wenn, allen immunologischen Vorkehrungen zum Trotz, Krankheitskeime auf die eingeschleusten Kadohaner übertragen würden? Was, wenn diese umgekehrt als Überträger von Krankheiten auf die Erdlinge identifiziert werden könnten?

Nein, diese Risiken schienen kaum kontrollierbar zu sein. So beschloss man, dass nur der Grundstock der für StarWind Tätigen aus Kadohanern bestehen sollte. Schon dabei erwiesen sich die Maßnahmen, die zur Mikrobenabwehr und zur Tarnung ergriffen werden mussten, als recht umfangreich. Manches Problem machte sich zudem erst bemerkbar, als es an die konkrete Planung ging.

Da waren zum Beispiel die Haare. Auf Kadohan ließ man sie schon lange nicht mehr wachsen, weil man in ihnen einen unnötigen Nährboden für unerwünschte Mikroorganismen und also für mangelnde Hygiene sah. Dass dies bei den Erdlingen anders war, konnten diejenigen, die nicht an der Erkundungsmission teilgenommen hatten, zunächst gar nicht glauben.

"Und die Erdlinge laufen wirklich noch alle behaart herum?" fragte ein Mitglied des Expertenkreises. "Kennen sie denn gar keine Enthaarungsmittel?"

"Doch, durchaus", stellte der Expeditionsleiter klar. "Die nutzen sie aber nicht überall. Vor allem die Kopfhaare haben für sie eine fast schon kultische Bedeutung. Es gibt sogar bestimmte Zaubermittel, mit denen man sie angeblich wieder wachsen lassen kann, wenn sie einem ausgefallen sind."

Der Fragesteller schüttelte erstaunt den Kopf: "Das kommt mir ziemlich widersinnig vor."

Der linke Mundwinkel des Expeditionsleiters zuckte leicht nach oben – sein Gefühlshirn war aktiviert worden. "Ihr dürft nicht vergessen, dass es sich bei den Erdlingen um keine besonders hoch entwickelte Form von Intelligenz handelt", erklärte er. "Sie sind noch sehr stark den primitiveren Lebensformen verhaftet, aus denen sie hervorgegangen sind. Dies erklärt auch die Anhänglichkeit an ihre Kopfhaare. Man kann darin ein Zeichen für die Lebendigkeit des Primitiven in ihnen sehen."

"Ich verstehe das trotzdem nicht", bekannte einer der Anwesenden. "Warum lassen sie sich denn ausgerechnet auf dem Kopf Fell stehen – gerade über dem Gehirn? Schämen die Erdlinge sich etwa für ihre Intelligenz? Oder ist diese so gering ausgeprägt, dass die Erdlinge sie gar nicht bemerken?"

Der Expeditionsleiter strich sich mit der Hand über die Stirn. "Ich denke, wir sollten nicht zu sehr von unserer eigenen Kultur ausgehen", gab er zu bedenken. "Bei uns ist die künstliche Befruchtung ja schon sehr lange Standard. Die Erdlinge kennen sie zwar auch, praktizieren sie aber nur, wenn es nicht anders geht. In der Regel ist die Fortpflanzung bei ihnen noch immer eine sehr ani-

malische Angelegenheit. Dafür braucht es dann aber auch animalische Reize. Auch dies könnte ein Grund für ihr Festhalten am Kopffell sein."

"Es ist also ein bewusstes Bekenntnis zur Wildheit?" hakte der Fragesteller nach.

"Nein", schränkte der Expeditionsleiter ein, "keineswegs. Die Haare werden bei den Erdlingen durchaus gezähmt, es gibt sogar einige sehr kunstvolle Fellformen. Bei vielen sind sie auch ein Ausdruck der Persönlichkeit, so wie bei uns die Muster, die wir uns auf die Kopfhaut malen. Aber es hat eben alles zugleich einen Bezug zur Fortpflanzung. Auch die Kleidung ist bei den Erdlingen körperbetonter, ganz anders als bei uns, wo alle in weiten Umhängen herumlaufen."

"Da werden wir uns ja ganz schön umstellen müssen", bemerkte eine, die für eine Teilnahme an der nächsten Mission vorgesehen war.

Der Expeditionsleiter nickte. "Stimmt, das lässt sich nicht leugnen. Künstliche Haare lassen sich auf der Erde aber glücklicherweise sehr leicht beschaffen, Erdlingskleider natürlich auch. Wie wir uns allerdings in den Kleidern bewegen, ist wieder eine andere Sache. Wir werden sicher eine Zeit lang üben müssen, um darin nicht wie Fremdkörper zu wirken."

"Beziehungsweise als Fremdkörper erkannt zu werden", kalauerte einer.

Allgemeines Geraune und Gelächter, dann meldete sich ein anderer zu Wort: "Gut, das wäre also geklärt. Viel wichtiger erscheint mir aber eine andere Frage: Nach welchen Kriterien wählen wir geeignete Erdlinge für unser Programm aus? Und wie stellen wir sicher, dass sie das gewünschte Verhalten an den Tag legen?"

Werden die Erdlinge auf die Mittel ansprechen, die uns dafür zur Verfügung stehen?"

Undercover-Einsatz auf dem Planeten Erde

Der Expeditionsleiter – der nun zugleich Büroleiter der Firma StarWind war – musste schmunzeln, als er an diese Diskussionen zurückdachte. Unwillkürlich zog er sogar beide Mundwinkel nach oben. Das hatte er sich eigens für die neue Erdenmission antrainiert, um nicht durch seine extraterrestrische Art des Lächelns Aufsehen zu erregen.

Wie lange mochten die Diskussionen auf Kadohan wohl jetzt zurückliegen? Ein paar Wochen? Oder waren die Gespräche gar schon mehrere Monate her? Der Expeditionsleiter konnte es nicht genau sagen. Seit er die Verjüngungspille einnahm, zogen auch größere Zeiträume sich ihm zu kurzen Augenblicken zusammen. Zeit war eben etwas sehr Relatives.

"Soll ich jetzt mit der Präsentation beginnen?"

Der Expeditionsleiter wandte sich zu seiner Assistentin um. Er hatte sich noch immer nicht an ihr verändertes Aussehen gewöhnt. Besonders fremd war ihm die dunkle Perücke, die jetzt ihren Kopf bedeckte und die ihr – auch wenn sie sich bewusst für einen Kurzhaarschnitt entschieden hatte – für sein Empfinden noch immer eine animalische Ausstrahlung verlieh. Nicht weniger irritierend fand er die aufgeklebten Augenbrauen und das Erdenkostüm, das die Assistentin schon mit einer beeindruckenden Selbstverständlichkeit trug.

Er selbst tat sich wesentlich schwerer mit der Uniform, die die Erdlinge für Geschäftsleute wie ihn vorsahen. Den Anzug emp-

fand er wie ein Gefängnis für seinen Körper. Und von der Krawatte, die er um den Hals trug, bekam er fast Erstickungsanfälle – obwohl er sie bereits in unschicklicher Weise gelockert hatte.

Natürlich hätten sie hier, solange sie unter sich waren, im Grunde die Verkleidung ablegen können. Er selbst hatte jedoch die Parole ausgegeben, sich zu jeder Zeit an die Erdlingsgepflogenheiten anzupassen. Nur auf diese Weise konnten ihnen die fremden Riten – so hatte er es bei Missionen zu anderen Galaxien erlebt – quasi zu einer zweiten Haut werden. Nur dann würden sie sich darin ebenso selbstverständlich bewegen wie die Erdlinge selbst.

Außerdem war der strenge Verhaltenskodex aber auch ein Gebot der Vorsicht. Zwar lagen die Erdlinge in ihren technischen Möglichkeiten insgesamt weit hinter der Zivilisation von Kadohan zurück. Die Entwicklung war jedoch nicht einheitlich. Auf einzelnen Gebieten hatten die Erdlinge bereits ein überraschend hohes Niveau erreicht. Dies war besonders tückisch, weil man als extraterrestrischer Besucher angesichts der oft wenig kultivierten Umgangsformen, die die Erdlinge untereinander an den Tag legten, nicht damit rechnete.

So war es auch nicht ausgeschlossen, dass die Erdlinge über Möglichkeiten verfügten, das Geschehen innerhalb der Büroräume von StarWind zu überwachen. Womöglich sahen andere in der neuen Firma eine unliebsame Konkurrenz und spähten sie deshalb aus. Hierfür wollte man gewappnet sein. An solchen Kleinigkeiten sollte die große Mission der Gewinnung neuen Lebensraums und neuer Ressourcen für die Kadohaner auf keinen Fall scheitern!

Erste Fremdkontakte

Die Präsentation, von der die Assistentin sprach, bezog sich auf die Versuche mit dem Erdling, den sie als ersten Mittelsmann für ihr Projekt ausgewählt hatten. Die Anforderungen, die bei der Auswahl zu beachten waren, hatten sie noch auf Kadohan festgelegt.

Es sollte sich um eine Person handeln, die – in der Vorstellungswelt der Erdlinge – "naturverbunden" war, zugleich jedoch keine Berührungsängste mit der Geschäftswelt aufwies. Die Person sollte volksnah wirken, dabei aber auch eine gewisse Seriosität ausstrahlen. Und sie sollte vor den Gefahren industrieller Energiegewinnung warnen, gleichzeitig jedoch Wert auf die Annehmlichkeiten legen, die sich aus der Stromproduktion ergaben.

So war die Wahl auf einen gewissen Alfons Heimenross gefallen. Mit seinen halblangen Haaren und der dialektalen Färbung seiner Sprache strahlte er – so fand das Auswahlkomitee von Kadohan – eine Art von gezähmter Wildheit aus. Er wirkte "naturnah" genug, um von Naturfreunden sympathisch gefunden zu werden, gleichzeitig aber auch seriös genug, um in der Geschäftswelt nicht auf Ablehnung zu stoßen.

Zudem war er ein leidenschaftlicher Gegner aller bislang gängigen Formen der Energiegewinnung, lebte aber in einem Umfeld, das stark von intensiver Stromproduktion abhing. So schien er leichter als andere im Interesse der Kadohan-Mission programmiert werden zu können.

Ein weiteres Vorteil, den Alfons Heimenross bot, war, dass er als Politiker über die nötigen Kontakte verfügte, um groß angelegte Projekte voranzubringen. Günstig war zudem, dass er allein lebte.

Ihn für die nächtlichen Umpolungsaktionen abzuholen, war dadurch viel unproblematischer. Es genügte, ihn auf die Personen zu prägen, die ihn dafür Nacht für Nacht abholten. Auf etwaige Familienmitglieder musste keine Rücksicht genommen werden. Die konkrete Vorgehensweise sah so aus, dass sie Heimenross in regelmäßigen Abständen über einen Pizza-Service ein Hypnosemittel verabreichten. Dadurch konnte er wie ein Schlafwandler in das Versuchslabor abtransportiert werden. Am frühen Morgen verpassten sie ihm dann regelmäßig ein spezielles Vergessensserum. Dieses bewirkte, dass sich zwar seine Überzeugungen schleichend veränderten, er sich jedoch nicht an die Umstände erinnern konnte, unter denen das geschah.

Programmierung eines Erdlingsgehirns

Der Expeditionsleiter nickte der Assistentin zu. Diese setzte sich daraufhin eine Vorführbrille auf. Die anderen – insgesamt nahmen zehn Kadohaner an der Mission teil – taten es ihr gleich. Nun konnten sie alle sowohl die Assistentin sehen als auch das Anschauungsmaterial, das sie für ihren Vortrag einsetzte.

Das Einleitungsbild zeigte Heimenross in dem großen Showroom von StarWind, direkt neben dem Modell eines Windrads, das mitten im Raum dem Himmel entgegenzuwachsen schien. Um diesen Eindruck zu verstärken, hatten sie eigens die Decke zu dem darüber liegenden Raum aufbrechen lassen. Das Windrad schien diese nun zu durchstoßen und versinnbildlichte so sehr anschaulich den von StarWind verheißenen "Griff nach den Sternen".

Zugleich spiegelte sich darin das Versprechen wider, dass die mit der neuen Energie zu erzielenden Gewinne "durch die Decke"

gehen würden. Die Kuppel, die das Windrad überwölbte, verlieh ihm zudem einen erhabenen, fast schon religiösen Anstrich.

"Sind alle bereit?" vergewisserte sich die Assistentin. Auf ein allgemeines zustimmendes Nicken hin begann sie mit ihren Erläuterungen: "Bei der Programmierung der Versuchsperson haben wir zum einen auf bewährte Bildkopplungsverfahren gesetzt. Zum anderen haben wir aber auch neuronale Verstärkungsmechanismen genutzt. Wann immer wir eine Gehirnregion identifizieren konnten, die positiv auf den Reiz ansprach, haben wir die entsprechende Hirnaktivität durch ein Belohnungsserum verstärkt."

Die Assistentin tippte kurz gegen ihre Brille. Diese zeigte daraufhin eine Aufnahme aus der Anfangszeit der Versuche. "Wie ihr seht, hat die Versuchsperson zu Beginn sehr ungünstig auf die gezeigten Betonpfähle und Rotorblätter reagiert", kommentierte sie.

In der Tat war die ablehnende Reaktion von Heimenross ausgesprochen heftig. Er verzog erkennbar angewidert das Gesicht und wandte sich sogar von dem Bild ab, als er ihm für längere Zeit ausgesetzt war. Umso erstaunlicher war der Wandel, den die Assistentin mit ihrem Team offenbar schon nach kurzer Zeit bewirkt hatte.

Ein erneutes Tippen gegen die Brille, dann erschien eine weitere Aufnahme von Heimenross. Auf dieser war seine ablehnende Haltung schon weit weniger ausgeprägt.

"Wir haben zunächst versucht, die Einstellung der Versuchsperson durch eine Kombination aus Beton und Geldhaufen oder Beton und Naturerscheinungen in unserem Sinne zu beeinflussen", erläuterte die Assistentin. "Eine befriedigende Wirkung konnten wir allerdings erst erzielen, als wir beide Kombinationswege mit-

einander verbunden haben. Besonders gut hat die Versuchsperson dabei auf Bilder von Sonnenblumen angesprochen. Offenbar hat sie zu diesen eine spezielle emotionale Beziehung."

Die nächste Aufnahme zeugte bereits von dem Erfolg des Versuchsaufbaus. Man sah Heimenross vor dem Windrad-Modell, das in der virtuellen Brillenwelt auf der einen Seite von einer blühenden Sonnenblume und auf der anderen Seite von einem großen Geldhaufen flankiert war. Sein Gesicht glühte vor Begeisterung, voller Leidenschaft rief er: "Die Windkraft ist grün, ich will die Windkraft, grün ist die Zukunft, grün ist die Windkraft, wir brauchen mehr Windräder, Windräder sind grün, so grün, sie grünen so grün ..."

"Etwas übertrieben, findet ihr nicht?" fragte der Expeditionsleiter in die Runde.

"Ja, und außerdem etwas zu hölzern", stimmte ein anderer ihm zu. "Wir sollten ihm doch ein wenig mehr Seriosität einimpfen. Sonst nimmt ihn am Ende doch keiner ernst!"

"Nur Geduld – das war ja erst der Anfang!" beschwichtigte die Assistentin. "Wir mussten schließlich zunächst eine gewisse Leidenschaft in der Versuchsperson wecken. Nur so war es möglich, sie gegen die negativen Begleiterscheinungen der Reizquelle zu immunisieren."

Ein erneutes Tippen gegen die Brille zauberte einen großen Vogel vor die Augen der Anwesenden. Er flog geradewegs auf das Windrad zu und verfang sich in dessen Rotorblättern. Taumelnd stürzte er zu Boden und schlug hart neben dem Windrad auf.

In die letzten Zuckungen des Tieres hinein rief Heimenross: "Nur die Windkraft ist sauber, nichts ist reiner als sie. Wer saubere Energie will, muss bereit sein, Opfer zu bringen. Das Opfer von

heute ist das Fundament für das Leben von morgen. Nur die Windkraft kann unseren Kindern die Zukunft sichern."

"Da wirkt er schon staatsmännischer", bestätigte eine aus der Runde.

Die Assistentin nickte zufrieden. "Ja, wir konnten durchaus Fortschritte bei unseren Experimenten erzielen. Aber ich muss gestehen: Es war ein hartes Stück Arbeit. Am schwersten war es für uns, den Widerstand der Versuchsperson gegen das Fällen von Bäumen für unsere Stahlbetontürme zu überwinden."

Es folgte eine weitere Aufnahme, die illustrierte, was die Assistentin meinte. Während eine Motorsäge in einen Baumstamm schnitt, hielt Heimenross sich die Ohren zu und verzog angewidert das Gesicht.

"Am Ende haben wir aber auch hier die gewünschte Reiz-Reaktions-Kopplung erreicht", beruhigte die Assistentin die anderen. "Allerdings mussten wir dafür die Sekundärreize deutlich verstärken – insbesondere auf der monetären Seite."

Sie tippte wieder gegen ihre Brille. Nun zeigte sich Heimenross völlig unbeeindruckt von den Baumfällungen. Während neben ihm eine gigantische Rodungsmaschine eine Schneise zum Transport von Windradteilen in den Wald fraß, erklärte er ungerührt: "Der einzelne Baum bedeutet nichts, der Wald bedeutet alles. Wir müssen den Wald retten, dafür müssen wir Windräder pflanzen, immer neue Windräder, denn die Windkraft ist grün, deshalb kann nur sie allein den Wald retten."

Spontan hoben alle Anwesenden die Zeigefinger neben die Stirn – ein Zeichen höchster Anerkennung auf Kadohan. Nur der Expeditionsleiter korrigierte sich kurz darauf und klatschte stattdessen in die Hände, um sich auch hier an die Erdenbräuche anzupassen.

"Wirklich ein sehr beeindruckendes Resultat, Frau Schwarz", lobte er die Assistentin.

Das Gefängnis des Namens

Es gelang ihm noch immer nicht, den ironischen Unterton in seiner Stimme zu unterdrücken, wenn er "Frau Schwarz" sagte. Es war nicht so sehr die Tatsache, dass seine Assistentin sich nach ihrer Haarfarbe benannt hatte, die ihm immer wieder ein Lächeln entlockte. Schließlich hatte auch er sich – als "Guntram Grienbaum" – nach einer Farbe benannt, wenn auch in weniger direkter Weise.

Nein, es war nicht der Name an sich, der ihm komisch vorkam. Vielmehr konnte er sich einfach nicht daran gewöhnen, dass auf der Erde jeder auf einen bestimmten Namen festgelegt war. Auf Kadohan waren offiziell alle unter einer unbedeutenden Nummer registriert. Namen konnte sich jeder selbst aussuchen – und jederzeit ändern. In der Regel blieb niemand lange bei einem bestimmten Namen. Die meisten wechselten ihren Namen in regelmäßigen Abständen – vor allem dann, sie das Gefühl hatten, dass sich in ihrem Leben etwas Bedeutendes verändert hatte.

Wichtig war nur, alle Bekannten rechtzeitig über die Namensänderung zu informieren, ihnen also genug Zeit zu geben, sich darauf einzustellen. Oft war das dann auch eine Gelegenheit, persönlichere Gespräche zu führen, die über das Alltägliche hinausgingen. Schließlich waren nicht jedem die Veränderungen in seinem Leben gleich anzumerken. Die Namensänderung war ein Anzeichen dafür – und zugleich ein Signal, dass die Betroffenen darüber reden wollten.

Ein Leben lang "Frau Schwarz" sein müssen? Der Expeditionsleiter schüttelte sich innerlich: eine furchtbare Vorstellung! Sein Blick schweifte ab und verlor sich in der Abenddämmerung, die vor der breiten Fensterfront aufzog. Es war, als wollte er den Abendnebel durchbohren und mit den Augen zurückkehren zu seinem Heimatplaneten, der irgendwo da draußen, geborgen und verloren zugleich, durch die kosmische Dunkelheit schwebte.

4. Die Erleuchtung

Bei einem Spaziergang stößt Alfons Heimenross auf die Firma StarWind. Spontan beschließt er, einen Beratungstermin zu vereinbaren.



Verstörende Bilder

Gedankenverloren starrte Alfons Heimenross auf das blank polierte Messingschild mit dem eingravierten Namenszug: StarWind. Der Name, den das Schild ihm glitzernd entgegenrief, kam ihm seltsam bekannt vor. Und doch war er sich ganz sicher, dass er noch nie etwas mit dieser Firma zu tun gehabt hatte.

Der Tag war bis dahin ohnehin recht eigenartig verlaufen. Das Atomunglück, das schon seit Tagen die öffentliche Debatte be-

herrschte, war auch im Parlament das Hauptthema gewesen. Die Diskussionen hatten Heimenross sehr mitgenommen. Zwar hatte das Unglück sich am anderen Ende der Welt ereignet. Aber die Luftaufnahmen von dem brennenden Reaktor, die Bilder von den zurückgelassenen und nun jämmerlich verendenden Tieren und die Aufnahmen der aus ihrer Heimat vertriebenen Menschen waren doch allgegenwärtig.

Gut, der Katastrophenschutz schien zu funktionieren: Regierung und Betreiberfirma hatten umgehend reagiert und Rettungstrupps entsandt, die für eine Eindämmung der Katastrophe sorgen sollten. Aber was hieß das schon: Eindämmung? Wie und wohin die radioaktive Wolke weiterziehen würde, ließ sich doch gar nicht genau vorhersagen!

Eben das war ja das Unheimliche an der Bedrohung: dass sie sich ausbreitete wie eine Schar von extraterrestrischen Kriegern, deren Daseinsform sich so sehr von allem irdischen Leben unterschied, dass kein Mensch sie wahrnehmen konnte. Dieser Eindruck wurde durch die Spezialarbeiter, die in ihren Ganzkörper-Schutzanzügen selbst wie Außerirdische wirkten, noch verstärkt. Nach der Parlamentsdebatte, durch die ihm Ausmaß und Folgen der Katastrophe erst ganz bewusst geworden waren, hatte Heimenross das Gefühl gehabt, jemand drücke ihm die Luft ab. Er musste dringend nach draußen gehen, um wieder zu sich zu kommen.

Den Sauerstoff in tiefen Zügen einsaugend, hatte er sich immer weiter vom Parlamentsgebäude entfernt, bis schließlich klar war: Er würde die Nachmittagsitzung verpassen. Macht nichts, hatte er sich gesagt, die Tagesordnung enthielt ja ohnehin nur Punkte, die nicht sein Fachgebiet betrafen.

Außerdem fand er, dass die Lösung der Atomproblematik ab sofort absolute Priorität besitzen müsse. Wie konnte man noch über Straßenverkehrsordnungen und den Ausbau von Kindergärten debattieren, während draußen die Welt unterging? Nein, erst musste ein Weg gefunden werden, die Atomenergie hinter sich zu lassen, dann konnte man sich wieder anderen Fragen zuwenden.

Die Windradkuppel

Was für eine glückliche Fügung, dass sein Weg ihn, während diese Gedanken ihn umtrieben, ausgerechnet an diesen Ort geführt hatte! Zu einer Firma, die mit ihrem "Energy Consulting" Wege zu einer alternativen Energieerzeugung aufzuzeigen versprach.

Wo hatte er den Namen der Firma nur schon einmal gehört? Und warum kam ihm die Umgebung so vertraut vor, obwohl er den neuen Bürokomplex, dessen Bau er als Politiker vergeblich zu verhindern versucht hatte, bislang stets links liegen gelassen hatte?

Aber egal, all das durfte jetzt, da es um nicht weniger ging als um die Rettung des Planeten, keine Rolle spielen! Es galt, den Wink des Schicksals zu nutzen und den ersten Schritt in Richtung auf eine bessere Zukunft zu tun.

Entschlossen drückte Heimenross auf den Klingelknopf neben dem Messingschild. Spontane Besuche waren zwar sonst nicht seine Art, vor allem nicht bei Geschäftsterminen. Diese pflegte er für gewöhnlich von seiner Sekretärin anberaumen zu lassen – und meistens waren es dann auch die Angerufenen, die sich in

sein Büro begaben. Aber wenn es darum ging, eine neue Zeit einzuläuten, musste man eben auch einmal von seiner Alltagsroutine abweichen.

Als er die Tür zu den Geschäftsräumen von StarWind öffnete, erwachte in Heimenross ein Gefühl, das wie aus einem tiefen Brunnen in ihn einzuströmen schien. Schon lange, sehr lange hatte er so etwas nicht mehr empfunden. Es war wie bei einem Duft, der uralte Erinnerungen in einem wachruft – Erinnerungen, die sich im Nebel der Vergangenheit verlieren, sobald man ihre Gestalt zu erhaschen versucht.

Direkt hinter der Tür empfing ihn ein großzügiger Showroom, in dem sich nichts als das gigantische Modell eines Windrads befand. An seinem oberen Ende wurde es von einer gläsernen Kuppel überwölbt. So glitzerten die Lichtfunken noch heller auf seinen Rotorblättern, die sich wie ein Perpetuum mobile unablässig drehten. Fast schien es, als würden die Sonnenstrahlen das Bauwerk mit einer Gloriole umhüllen.

Und jetzt wusste Heimenross auf einmal auch, woran ihn das Gefühl erinnerte, das ihn durchströmte: an die Gottesdienste, zu denen er in seiner frühen Kindheit seine Großmutter begleitet hatte. Deutlich spürte er den Atem des Weihrauchs seine Poren durchdringen, jene betäubenden Schwaden, die einem das Gefühl gaben, das Gerippe der Kirchendecke mit den Augen zu durchdringen und geradewegs ins Innerste des Himmels zu blicken.

Hypnotische Blicke

"Wünschen Sie einen Beratungstermin?"

Erschrocken drehte Heimenross sich um. Er fühlte sich wie ein Dieb im Allerheiligsten. Vor ihm stand eine adrette junge Frau, offenbar eine Art Empfangsdame. "Ja", stammelte er, "ein Beratungstermin ... Das wäre wohl das Richtige ..."

Die Dame lächelte ihm aufmunternd zu. "Schwarz", stellte sie sich vor, "ich bin die Assistentin der Geschäftsleitung."

Heimenross war durchaus angetan von der Frau, deren dunkle Haare so geschmackvoll mit ihrem hellblauen Kostüm harmonierten. Nur ihre Art, ihm die Hand zu geben, empfand er als etwas unangenehm. Obwohl sie kleiner war als er, reichte sie ihm die Hand von oben, als wollte sie einen Fisch eintüten.

"Kommen Sie doch mit in mein Büro", schlug die Frau vor. "Ich sehe dann gleich im Terminkalender nach, für wann wir ein Gespräch vereinbaren können."

Mechanisch trottete Heimenross hinter der feschen Assistentin her. Er war noch immer ganz benommen von dem Eindruck, den der kathedralenartige Showroom in ihm hinterlassen hatte.

Die Assistentin setzte sich an ihren Bildschirm und rief den Terminkalender auf. "Sie haben Glück", sagte sie nach einem kurzen Blick darauf. "Gerade heute hat ein Kunde abgesagt. Wenn Sie möchten, können Sie auch gleich jetzt mit unserem Geschäftsführer sprechen."

Heimenross fühlte sich etwas unwohl in seiner Haut. Das Ganze ging ihm doch ein wenig zu schnell. Was ihn aber am meisten verunsicherte, war der Blick, mit dem diese Frau Schwarz ihn ansah.

Seltsam: Was störte ihn eigentlich daran? Die junge Frau sah ihn doch durchaus aufmunternd an, ihr ganzes Gesicht strahlte Wohlwollen und Hilfsbereitschaft aus. Warum hatte er dann den Eindruck, als würde der Blick seine äußere Hülle durchstoßen und in sein Innerstes eindringen, ja, als würden diese Augen ihn aus seinem eigenen Inneren heraus ansehen?

Der Blick hatte etwas Hypnotisches, Heimenross konnte sich ihm nicht entziehen. "Das ... das wäre ja ganz hervorragend", hörte er sich sagen.

Tatenfroh lächelte die Assistentin ihn an. "Dann wollen wir doch mal nachhören, ob Herr Grienbaum Sie empfangen kann!"

Während die Assistentin nach dem Telefon griff, um den Besucher anzukündigen, hatte Heimenross das eigenartige Gefühl, sich selbst von außen zu sehen. Seltsam: Alles lief doch genauso ab, wie es bei einem geschäftlichen Termin zu erwarten war: Empfang durch eine Sekretärin, kurzes Wortgeplänkel, dann die eigentliche Besprechung. Nichts von dem, was hier geschah, hatte etwas Außergewöhnliches oder gar Absonderliches an sich. Und doch war es Heimenross, als würde er das alles nur träumen. Oder genauer: Als hätte er das alles irgendwann schon einmal geträumt. Ja, das war es: Es schien ihm, als würde er von einem Traum träumen, an den er sich nur noch dunkel erinnern konnte.

Ein visionärer Film

Dieses Gefühl fiel allerdings augenblicklich von ihm ab, als er das Büro des Geschäftsführers betrat. Mit seinem akkurat gescheitelten Haar, dem grau schimmernden Anzug und der perfekt sitzenden Krawatte strahlte Herr Grienbaum eine große Selbstsicher-

heit aus. Rasch verflüchtigte sich das Zwielflicht des Tagtraums, das Heimenross umfängen hatte.

"Nun, was können wir denn Gutes für Sie tun?" fragte der Geschäftsführer jovial, nachdem sie sich in der Beratungsecke mit den durchsichtigen Möbeln niedergelassen hatten.

Unschlüssig, wie er das so unvermutet zustande gekommene Gespräch einleiten sollte, verfiel Heimenross unwillkürlich in seinen Politiker-Jargon: "Tja, also, ich als Umweltpolitiker ... Also, ich denke einfach: Wir müssen bei der Energieversorgung einen vollständigen Neustart hinlegen."

Zu Heimenross' Verwunderung legte Grienbaum daraufhin seine Zeigefinger an die Schläfen. Fand er seinen Vorschlag so abwegig? Aber nein, anscheinend hatte es ihn nur gejuckt. Erleichtert sah Heimenross sein Gegenüber nicken.

"Sie haben völlig Recht", stimmte Grienbaum ihm zu. "So wie jetzt kann es einfach nicht weitergehen."

"Ja", ergänzte Heimenross mit leichtem Pathos, "mit unseren jetzigen Technologien setzen wir doch die Zukunft unserer Kinder aufs Spiel! Hier und heute – und nicht erst in 20 Jahren – müssen wir tragfähige Alternativen entwickeln."

Grienbaums Mundwinkel zuckten. War das ein Lächeln? Oder doch eher die Aufregung, die der Geschäftsführer eines Startups angesichts des Besuchs eines bekannten Politikers empfinden musste?

Aber Grienbaum hatte sich umgehend wieder unter Kontrolle. "Ich denke, da sind Sie bei uns an der richtigen Adresse", bekräftigte er. "Wenn Sie nichts dagegen haben, könnte ich Ihnen ein kleines Filmchen vorführen, in dem wir unsere Visionen veranschaulichen."

Natürlich war Heimenross einverstanden. Genau das war es ja, was er sich erhofft hatte: eine konkrete Anregung zum Umsteuern.

Grienbaum holte seinen Laptop vom Schreibtisch und schloss ihn an einen Beamer an. Im selben Augenblick stach Heimenross von der gegenüberliegenden Wand ein heller Lichtblitz in die Augen. Bei näherem Hinsehen erkannte er darin ein Feuerrad. Unablässig kreiste es um sich selbst, in Schwung gehalten von seinen gewaltigen Flammenarmen. Unaufhörlich schöpfte es aus sich selbst die Kraft zur Erleuchtung und Erwärmung der Welt.

Gebendet kniff Heimenross die Augen zusammen. Und erst jetzt, während leise Sphärenmusik das kurze Filmchen zu untermalen begann, erkannte er: Was er sah, war in Wahrheit ein Windrad. Nur weil die Sonne so hell auf dessen Flügeln glitzerte, hatte er es zunächst für ein Feuerrad gehalten.

Dieses Glitzern war auch noch zu sehen, als die Kamera sich allmählich aus der Nahaufnahme löste und das Windrad aus größerer Entfernung zeigte. Nun jedoch funkelten die Sonnenstrahlen wie Diamanten auf den großen Rotorblättern. Dazu flüsterte eine Stimme aus dem Off: "A new dawn has come ..."

Heimenross fühlte sich mitgenommen von dem Flug der Kamera, die jetzt langsam in die Totale überging. Mehr und mehr schälte sich das ganze Windrad aus dem Morgendunst, der zu seinen Füßen wogte, bis es schließlich, noch immer von der hervorbrechenden Sonne beschienen, als leuchtende Fackel in den Himmel stach. Je weiter sich die Kamera von ihm entfernte, desto mehr verschwammen seine Flügel mit denen anderer Windräder, die neben ihm emporragten.

Heimenross begriff: Was er sah, war ein ganzer Kranz von Windrädern, die sich als dichter Riegel um eine Kleinstadt legten. Zwischen ihnen und den Häusern befanden sich tiefe, mit Wasser gefüllte Gräben. Als die Kamera sich noch weiter in die Lüfte erhob, wurde klar: Auch die anderen Städte, die sich über die Ebene verteilten, waren von einem solchen Kreis aus Windrädern und Wassergräben umgeben.

Aus der Entfernung wirkten die Betontürme der Windräder wie Gitterstäbe. Die Städte verdichteten sich so zu Gefängniszellen, in denen die Bewohner eingeschlossen waren. Das Ganze sah aus wie ein gigantisches Freiluftgefängnis.

Heimenross jedoch empfand das Bild ganz anders, als die Deutung seines Verstandes es ihm nahelegte. Ein Gefühl der Geborgenheit durchströmte ihn beim Anblick der Windradkränze, ein Gefühl des Behütetseins, des Schutzes gegen die Anfeindungen der ewig unberechenbaren Welt.

Ja, dachte er ergriffen, während die Kamera innehielt und das Modell aus größtmöglicher Höhe zeigte: Ein Nest war es, das die Windräder um die Städte flochten. Eine warme, für Feinde un-
einnehmbare Zuflucht. Unwillkürlich nickte er, als die Stimme aus dem Off zu den langsam abebbenden Sphärenklängen wisperte: "StarWind: The future is now ..."

Das Tor zur Zukunft

Als der Film zu Ende war, trat zunächst ein kurzes Schweigen ein. Der Geschäftsführer schien den Film erst auf den potenziellen Kunden wirken lassen zu wollen.

In der Tat brauchte Heimenross etwas Zeit, um sich zu sammeln. Die Bilder hatten ihn nachhaltig beeindruckt. Schließlich gewann aber doch sein Politikerinstinkt die Oberhand, und er beschloss, sich betont skeptisch zu zeigen. Nur so würde er, wie er aus langjähriger Erfahrung mit Lobbyisten wusste, Werbebotschaften und Fakten auseinanderhalten können.

"Eine faszinierende Vision, in der Tat", bemerkte er anerkennend. "Aber wohl doch etwas weit entfernt von unseren Möglichkeiten."

Die Mundwinkel des Geschäftsführers zuckten. "Natürlich ist das nur eine Simulation. Aber jenseits unserer Möglichkeiten? Das würde ich nicht sagen. Es braucht lediglich den nötigen politischen Willen, dann können die Visionen Wirklichkeit werden."

"Glauben Sie wirklich, dass die Windkraft dazu taugt, ein ganzes Land mit Energie zu versorgen?" hakte Heimenross nach. "Der Wind weht doch nun einmal nicht ständig. Wie sollen wir denn dann ..."

Grienbaum ließ ihn nicht ausreden. "Wenn ich Sie an dieser Stelle kurz unterbrechen dürfte ... Ich würde Ihre Aufmerksamkeit gerne auf die Wassergräben lenken, von denen die Siedlungsflächen in unserem Film umgeben sind. Diese Gräben sind als Pumpspeicherwerke gedacht, in denen die erzeugte Energie bis zu ihrer Nutzung gewissermaßen 'gelagert' werden kann. Auf diese Weise ist sichergestellt, dass auch dann genug Energie zur Verfügung stehen wird, wenn mal kein Wind weht."

Heimenross runzelte die Stirn. "Und das funktioniert?"

"Aber selbstverständlich", bekräftigte Grienbaum. "All unsere Simulationen beruhen auf langjährigen Forschungsarbeiten und auf Modellrechnungen, die unsere Expertenteams mehrfach, un-

ter Zugrundelegung verschiedenster Szenarien, überprüft haben."

"Nun gut", lenkte Heimenross ein, "das müssen die Fachleute entscheiden. Ich kann das nicht beurteilen. Aber da wäre noch eine andere Frage – die der Finanzierbarkeit. Die Kosten für ein derart ambitioniertes Konversionsprojekt würden wahrscheinlich den Staatshaushalt sprengen. Also ist es wahrscheinlich schon aus diesem Grunde nicht mehrheitsfähig."

Der Geschäftsführer lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fixierte seinen Besucher mit den Augen. Wie zuvor bei der Assistentin hatte Heimenross auch jetzt wieder das beunruhigende Gefühl, von innen heraus angeschaut zu werden. Benommen blickte er zur Seite.

Mit ruhiger, fast schon einschläfernder Stimme redete Grienbaum auf sein Gegenüber ein: "Das mit den Kosten ist so eine Sache ... Oft ist es doch so: Die Einsparung von heute ist die Mehrausgabe von morgen. Sie müssen hier einfach in größeren Maßstäben denken! Wenn wir heute nicht in die Zukunft investieren, haben wir sie vielleicht morgen schon verloren. Und glauben Sie mir: Das wird viel teurer sein als die paar Zusatzstellen hinter dem Komma, die ein Projekt wie unseres in Ihrem Haushalt verursachen wird!"

Heimenross war es, als streckte sich ihm eine helfende Hand entgegen, die ihn vor einem Sturz in eine tiefe, dunkle Schlucht bewahren wollte. Noch aber rang sein Gefühl mit seinem Verstand, der den Triumph der Emotionen mit allerlei kleinkrämerischen Mäkeleien hintertrieb. Er war verwirrt. Schon lange hatte er sich nicht mehr so aufgewühlt gefühlt.

Ein heftiger Windstoß traf ihn, als er wieder auf die Straße trat. Heimenross hielt inne und blickte zum Himmel. Da sah er, wie der Wind die zerzausten Wolkenkleider aus dem Gesicht der Sonne blies. Unbefleckt sah sie auf ihn herab, in all ihrer strahlenden Herrlichkeit, als wollte sie ihm den Weg in eine neue, sorgenfreie Zeit weisen.

II. Die Landepfähle. *Zehn Jahre später*



1. Ein Alptraum

Maggie Rode, Bewohnerin eines Hauses auf dem Land, versucht sich nach einem Alptraum mit Fernsehen abzulenken. Dabei erregt eine Talentshow über "Energiereiche Kunst" ihre Aufmerksamkeit.



Feuerräder

Schweißgebadet saß Maggie in ihrem Bett. Mechanisch strich sie sich ein paar der langen blonden Strähnen aus dem Gesicht, die sich wie ein Spinnennetz um ihren Kopf gelegt hatten.

Im Traum war sie von einem Kreis gewaltiger Feuerräder umschlossen gewesen. Vor dem dunklen Himmel sah es so aus, als würde jeder der riesigen Flügel einen eigenen Schweif hinter sich herziehen. Je schneller die Bewegungen wurden, desto mehr näherten sich die Schweife einander an, bis sie einander schließlich

zu berühren und einen einzigen, geschlossenen Kreis zu bilden schienen.

Nun waren es nicht mehr Feuerräder, die Maggie umgaben, sondern Feuerbälle. Glutrote, flackernde, glühend heiße Feuerbälle. Je länger sie sich um sich selbst drehten, desto mehr blähten sie sich auf. Immer näher rückten sie an Maggies Körper heran, immer deutlicher spürte sie ihren alles versengenden Atem auf ihrer Haut.

Und dann, auf einmal, ein Prasseln und ein Zischen, wie wenn jemand einer gefräßigen Glut Nahrung hinwirft: Die Feuerbälle hatten sich ineinandergeschoben, nun rasten sie als eine einzige riesige Feuerwalze auf sie zu ...

Fliehen! dachte Maggie panisch, ich muss fliehen – aber wie? Und wohin? Die Feuerwalze wird doch alles unter sich begraben, es gibt keine Zuflucht vor ihr! Fieberhaft sah sie sich nach irgendetwas um, das Rettung in höchster Not versprach.

Hatte sie vielleicht etwas übersehen? Gab es ein Mittel gegen die Feuerwalze, an das sie noch nicht gedacht hatte? Schon spürte sie, wie die bebenden Flammenfinger nach ihr griffen. Knisternd tasteten sie über ihren Körper, gleich würden sie ihren Hals umschließen ...

Ihr eigenes krampfhaftes Keuchen rettete ihr das Leben, indem es sie aufweckte. Regungslos lag sie da, die Augen weit aufgerissen. Noch ein Augenblick länger in diesem Alptraum, und sie wäre wohl wirklich vor Angst erstickt.

Tief durchatmen, sagte sie sich, der Traum ist vorbei, es gibt keinen Grund mehr für dein Saunaschwitzen und das Nähmaschinentackern deines Herzens! Jetzt einfach die Hand ausstrecken,

das Licht anknipsen, die ausgedörrte Kehle befeuchten, dann ist alles wieder gut ...

Das Problem war nur: Sie konnte sich nicht bewegen. Eine fremde Kraft drückte sie fest auf ihre Matratze. Es war unmöglich, dagegen anzukommen. Sie konnte ihren Arm nicht heben, noch nicht einmal den kleinen Finger krümmen, ganz egal, wie sehr sie sich anstregte.

Gut, sagte sie sich, dann schlafe ich wohl doch noch. Ist ja vielleicht auch besser so, der Schlaf ist immer noch das beste Mittel zur Erholung.

Aber warum waren ihre Augen dann geöffnet? Weshalb hatte sie noch immer das Gefühl, auf einem Grillrost zu liegen, wenn der Alptraum doch längst vorbei war? Wieso nahmen die Schwindelgefühle, die sie beim Anblick der Feuerräder befallen hatten, nun, da sie sie nicht mehr sah, sogar noch an Heftigkeit zu?

Da erst erkannte sie: Die Feuerräder waren keineswegs verschwunden. Dass sie sie nicht mehr sehen konnte, lag lediglich daran, dass sie selbst ein Teil von ihnen geworden war. Jemand musste sie auf eines der Räder geflochten haben. Nun war sie damit verwachsen, ihre Arme und Beine waren eins mit den Flügeln, sie brannten mit ihnen, verzehrend umschloss sie die Glut der Flammenschwingen.

Nicht mehr lange, und sie würden alle Energie aus ihrem Körper gesogen haben. Dann würde es nur noch Feuerräder geben und keine Körper mehr, nur noch Feuerräder, überall Feuerräder, die alles Leben überschatten und erdrücken ...

Freiheitsträume

Erneut fuhr Maggie aus dem Schlaf hoch. Sie zwinkerte mit den Augen, dann fuhr sie mit der Hand über die Wand neben ihrem Bett. Dieses Mal wollte sie ganz sicher gehen, dass der Traum vorbei war. Und tatsächlich: Es blieb dunkel. Dunkel, ruhig und kühl. Die Traumgespenster hatten von ihr abgelassen.

Noch immer zittrig, tastete Maggie nach dem Wecker. Der Rolladen war heruntergelassen, sie hatte keine Ahnung, ob es noch mitten in der Nacht oder schon früher Morgen war.

Ihre Hand stieß gegen etwas Metallisches, sie griff danach, doch mit ihren fahrigten Bewegungen stieß sie den Gegenstand zu Boden. Ein heftiger Aufprall, ein klirrendes Geräusch – das letzte Piepsen eines sterbenden Weckers. Jetzt musste sie also doch aufstehen, wenn sie wissen wollte, wie spät es war. Aber das war jetzt auch schon egal, nun war sie ohnehin hellwach.

Maggie schwang gähmend die Füße aus dem Bett und schaltete das Licht ein. Schlaftrunken schlurfte sie zum Fenster und zog den Rolladen hoch. Es war noch immer stockdunkel draußen. Aber aus der Dunkelheit stachen rote Lichtblitze in ihre Augen.

Einen Augenblick lang war es ihr, als wäre sie doch wieder in den Alptraum zurückgesunken. Ganz falsch war das ja auch nicht. Denn der nächtliche Alptraum hatte ja nur das in seine Bildersprache übersetzt, was sie tagtäglich als realen Alptraum durchleben musste.

Etwas Feuchtes, Pelziges stieß gegen ihre Hand. Schampus, ihr vierbeiniger Gefährte, hatte sich von seinem Flohmarktsessel erhoben und leckte ihr die Finger ab.

Sie strich ihm nachlässig über den cremefarbenen Kopf. "Ist ja gut ... Leg dich wieder hin – es ist ja noch mitten in der Nacht!"

Schampus sah sie aus großen, dunklen Augen an. Als er begriff, dass es noch zu früh war fürs Gassigehen, trottete er zurück zu seinem Sessel. Er drehte sich einmal rituell um sich selbst, dann ließ er sich mit einem behaglichen Grummeln in die Kissen sinken.

Maggie schloss kurz die Augen und lehnte die Stirn gegen das Fenster. Wie lange lebte sie jetzt schon in diesem Haus? Zehn Jahre? Oder waren es doch schon elf?

Tatsächlich, demnächst mussten es elf Jahre sein. Dabei sah sie das Inserat, das sie auf das alte Bauernhaus aufmerksam gemacht hatte, noch vor sich, als hätte sie es erst gestern gelesen: "Für Individualisten und Naturliebhaber: Bauernhaus in herrlicher Alleinlage zu verkaufen, sofort beziehbar, Top-Verkehrsanbindung, Preis auf Anfrage."

Eigentlich hatte sie damals ja nur nach einer Wohnung in einem anderen Stadtviertel gesucht, um die morgendlichen Sardinenbüchsenfahrten in der S-Bahn zumindest abzukürzen. Dann aber hatte sie, einem spontanen Impuls folgend, doch nach dem Telefon gegriffen und die Nummer des Maklerbüros gewählt, das das Häuschen im Angebot hatte. In der Tat erwies es sich, zumal bei den gerade sehr günstigen Krediten, durchaus als bezahlbar.

So nahm der Hauskauf immer konkretere Gestalt an. Der Gedanke, in ein paar Jahren etwas Eigenes zu besitzen, anstatt regelmäßig fast die Hälfte ihres Einkommens in das Recht zu investieren, anderer Leute Eigentum vorübergehend nutzen zu dürfen, war einfach zu verlockend.

Sie war sich zwar bewusst, dass der Weg zur Arbeit dann noch länger wäre – als Bauzeichnerin würde sie zum Teil aber auch von zu Hause aus arbeiten können. Der Platz in dem Architekturbüro war ohnehin begrenzt, so dass der Chef die Anträge auf "Home-Office" in letzter Zeit recht problemlos bewilligte.

Industrialisierte Idylle

Die Alleinlage erwies sich bei näherer Betrachtung allerdings als nicht ganz so "herrlich", wie es die Maklerpoesie verheißen hatte. Unweit des Hauses führte eine Schnellstraße vorbei, und die wenigen Nachbarn befanden sich zwar, wie es im Maklerjargon heißt, "auf Abstand", gingen dafür aber Hobbys nach, die diesen Abstand locker überbrückten. Einer veranstaltete liebend gerne Motorsägenmassaker im nahen Wald, ein anderer war Jäger und beschallte sie regelmäßig mit seinen abendlichen Feldzügen gegen alles, was seiner Flinte zu nahe kam.

Auch war "sofort beziehbar" eine sehr auslegungsbedürftige Terminologie. Sie traf zu, wenn man undichte Fenster schätzte, die einem das Gefühl vermitteln, auf der Straße zu sitzen, und wenn es einen nicht störte, bei Regen hier und da Eimer aufzustellen, um das einsickernde Wasser aufzufangen.

Aber wie das so ist, wenn man sich verliebt: Man sieht über so manches Detail hinweg, das dem neutralen Betrachter sofort ins Auge fallen würde. Schönheitsfehler erscheinen einem gar nicht als solche, sondern als ansprechende Abweichungen von der Norm, die dem Objekt der Begierde erst seinen speziellen Charme und seine persönliche Ausstrahlung verleihen.

In der Tat handelte es sich bei all den Mängeln ja um Dinge, die entweder korrigierbar waren oder nicht so stark ins Gewicht fielen, dass sie die Vorzüge eines Lebens auf dem Land zunichte gemacht hätten. Das Brausen des Verkehrs war weit genug entfernt, um das Gehirn darauf zu trainieren, es als Meeresrauschen zu deuten. Und sowohl die Kettensägenmassaker als auch das High-Tech-Halali fanden ja nur zeitlich begrenzt statt. Nach den nötigen Renovierungsarbeiten kam der Hof Maggies Traum von einem unabhängigeren Leben in freier Natur daher durchaus nahe.

Bis die Windräder kamen. Sie hatte gleich einen Schreck bekommen, als sie die Baustelle auf dem gegenüberliegenden Hügel gesehen hatte. Über die Auskunft, dass dort Windkraftanlagen errichtet werden sollten, war sie anfangs sogar erleichtert gewesen. Besser als ein Neubaugebiet, hatte sie sich gesagt. Erst als die Anlagen anfangen, sie mit ihrem lautstarken Hecheln nach Strom zu beschallen, als ihre roten Lichtblitze sich Nacht für Nacht in ihre Augen bohrten, hatte sie begriffen, was hier vor sich ging: Die Umgebung ihres Hauses war dabei, sich in ein gewaltiges Kraftwerk zu verwandeln.

Dabei war das erst der Anfang gewesen. Nach und nach wurden auch die übrigen Hügel in der Gegend in Aufstellflächen für Windkraftanlagen umgewidmet. Wenn man das Land heute von einem erhöhten Punkt aus überblickte, wirkte es tagsüber wie ein einziges großes Industriegebiet und nachts, mit den permanent zuckenden Lichtern der Anlagen, wie ein Flughafen mit unzähligen Start- und Landebahnen.

So hatte Maggie sich schon bald eingestehen müssen, dass ihr Traum vom beschaulichen Landleben geplatzt war. Der freien Na-

tur war ihr Wesensmerkmal – die Freiheit – genommen worden. Ihr Wegzug aus der Stadt, als Befreiung gedacht, hatte in einem gigantischen Freiluftgefängnis geendet, in einem dichten Geflecht aus Stahlbetontürmen, mit dem ständigen Hämmern von Windkraftrotoren ums Haus, das sich ihr ins Ohr brannte wie die Trommelschläge eines kriegerischen Urwaldvolks.

Frieda und Schampus

Maggie löste sich vom Fenster und zwängte ihre traumzerzausten Locken in ein Haargummi. Dann stolperte sie in Richtung Küche. Ihre Kehle brannte, sie musste dringend etwas trinken. Nachdem sie den Mund unter den Wasserhahn gehalten hatte, ließ sie sich im Wohnzimmer aufs Sofa fallen.

Es war noch nicht mal vier Uhr, aber an Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie fühlte sich wie nach einem nächtlichen Marathonlauf, zerschlagen und zugleich viel zu überdreht, um sich noch einmal hinzulegen.

Ob sie vielleicht Monika anrufen sollte? Neulich, als sie sich über die Schlafstörungen unterhalten hatten, an denen sie beide litten, hatten sie vereinbart, das Telefon nachts auf laut zu stellen, wenn sie wach wären. Ansonsten würden sie es stumm schalten. So wären sie jederzeit füreinander erreichbar, falls sie zufällig beide wach liegen sollten.

Aber hatte Monika sich auch daran gehalten? Sie dachte ja selbst nicht jeden Abend daran, die Lautstärke herunterzuregulieren. Was, wenn sie ihre Freundin mit ihrem Anruf aus dem Schlaf holen würde?

Während sie noch un schlüssig ins Leere starrte, drang von der Gartentür her ein polterndes Geräusch an ihr Ohr. Es war Frieda, ihre dicke Tigerin, die offenbar gerade von ihrer Nachtschicht nach Hause kam.

Hoch erfreut, ihre Dosenöffnerin nicht erst umständlich aufwecken zu müssen, katapultierte sie sich mit einem beherzten Sprung auf Maggies Schoß. Sie knetete auf den Armen ihrer Hausverwalterin herum, rieb sich mit aller Kraft an deren Brust, dazu schnurrte sie in Kompressorlautstärke. Der Heftigkeit ihrer Schmuseattacke nach zu urteilen, musste sie großen Hunger haben.

Schampus hob den Kopf und blickte zu seinem Frauchen herüber, blieb aber auf seinem Sessel liegen. Er wusste, dass mit Frieda nicht zu spaßen war, wenn sie derartige Besitzansprüche auf ihre Herrin erhob. Das kollektive Schmusen konnte dann durchaus mit einer blutigen Nase enden.

Frieda hatte ihr Ziel derweil schon fast erreicht. "Schon gut, du Schmeichlerin", murmelte Maggie, "ich geb' dir ja was ..."

Sobald Maggie Anstalten machte, sich zu erheben, sprang Frieda von ihrem Schoß herunter und eilte in die Küche voraus. So klein und doch so selbstbewusst, dachte Maggie. Das war echte Durchsetzungsstärke!

Nachdem sie den Napf ihrer Tigerprinzessin mit einer Doppel-Whopper-Portion befüllt hatte, ging sie zurück ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Sie musste einfach auf andere Gedanken kommen, sich irgendwie ablenken, dann würde sie vielleicht doch noch ein wenig schlafen können. Und die meisten Programme waren ja wirkungsvoller als das beste Schlafmittel.

Teilnahmslos zappte sie sich durch die Senderliste. Blutende Körper, heldenhafte Kommissare, Wetterpropheten, stöhnende Frauen, sensationelle Einblicke in das Leben der Ameisen, hungrige Flüchtlingskinder, Produktpreiserinnen mit süßlichem Lächeln in der Stimme, fremde Welten, ein super schnelles Auto mit super sauberem Motor, Hände schüttelnde Staatsmänner ... Nein, dieses Kaleidoskop hatte keine beruhigende Wirkung auf sie. Sie verstand selbst nicht mehr, wie sie das hatte annehmen können.

Eine Talentshow

Maggie wollte den Fernseher gerade wieder ausschalten, da zappte sie in die Wiederholung einer Talentshow vom Vorabend hinein. Sie stutzte. Der Mann da hinten, in der Mitte der Jury: War das nicht ...? Doch, genau der war es: Alfons Heimenross, Energieminister und heimlicher Leiter der Geschicke dieses Landes! Was hatte der denn in einer Talentshow zu suchen?

Als Maggie sich in die Sendung verirrte, war gerade eine Art Tusch zu hören. Die Kamera schwenkte erst über die Bühne, dann durch den Saal, über die Reihen der glücklichen Auserwählten, die diese Show live verfolgen durften, und zoomte schließlich die gespannten Gesichter derer heran, die auf die Gunst der Jury hofften. Mundwinkel zuckten mit den Schweinwerfern um die Wette, Augen schimmerten erwartungsvoll, Locken schlängelten sich wie in einem orientalischen Beschwörungsritual in die Höhe. Dann kam der große Moment. Der Tusch verebbte, und die Kamera nahm die Moderatorin in den Blick. Mit ihrer zentimeterdicken Make-up-Schicht und den an den Kopf geklebten Haaren

wirkte sie ein wenig, als wäre sie gerade einer altägyptischen Grabkammer entstiegen.

Sphinxenhaft lächelnd, stachelte sie die gespannte Erwartung noch weiter an: "Wer sind die Sieger des Abends? Wer wird die Krone davontragen? 'Energiereiche Kunst': Weit über tausend Künstlerinnen und Künstler haben sich von diesem Thema inspirieren lassen. Einhundert Werke haben wir Ihnen in den vergangenen Wochen präsentiert, zehn davon haben es in die engere Auswahl geschafft. Und heute nun haben Sie, meine Damen und Herren, zusammen mit unserer hochkarätig besetzten Jury entschieden: Das sind die Gewinner!"

Die Moderatorin drehte sich zu dem länglichen Tisch um, hinter dem die Jurymitglieder saßen. "Klären Sie uns auf, Herr Dr. Heimenross", sprach sie den Energieminister an, der offenbar den Vorsitz der Jury innehatte. "Wer sind denn nun unsere Preisträger?"

Maggie verzog das Gesicht. Denn nun erschien Heimenross in Großaufnahme auf dem Bildschirm. Sein fettiges schulterlanges Haar, das längst grau geworden sein musste, von dem Minister aber noch immer auf jugendliches Hellbraun getrimmt wurde, glänzte im Scheinwerferlicht. Seine ständig zusammengekniffenen Augen, die trotz seiner Lachfalten etwas Lauerndes hatten, schienen sich direkt auf die Zuschauer zu richten. Unter seinem entschlossen vorgereckten Kinn leuchtete das Trachtenjankerl mit der Sonnenblume, das seit seinen Anfängen in der Politik sein Markenzeichen war.

"Ich möchte mich zunächst noch einmal für die Ehre bedanken, dieser Jury vorsitzen zu dürfen", begann er. "Dieser Wettbewerb hat auch mir persönlich gezeigt, wie weit wir mittlerweile auf un-

serem Weg gekommen sind. Er hat deutlich gemacht, dass wir unsere schmutzige Vergangenheit endgültig hinter uns gelassen haben. Und genau das ist es auch, was unser erster Preisträger in seinem Kunstwerk zum Ausdruck gebracht hat."

Eine dramatische Hintergrundmusik erklang, in die hinein eine Stimme aus dem Off den Namen des Glücklichen rief. Die Kamera schwenkte zunächst auf den freudig erregten Künstler, dann wurde der Bildschirm geteilt, und neben dem Gewinner der Bronzemedaille erschien das von ihm gestaltete Gemälde.

Es handelte sich um ein riesiges Windrad, dessen Rotorblätter im Sonnenlicht glänzten, während zu seinen Füßen die Welt in einem schmutzigen Nebel versank. Wenn man genauer hinsah, konnte man in den Rußschwaden den explodierenden Reaktor eines Atomkraftwerks, zerwühlte Braunkohlehalden, um Atem ringende Kinder und im Ölschlamm verendende Seevögel entdecken.

Maggie stöhnte leise auf. Windkraft gut, alles gut – sie konnte die Leier nicht mehr hören. Warum hatte sie den Fernseher auch nicht gleich ausgeschaltet? Sie tastete nach der Fernbedienung, die sie neben sich auf dem Sofa abgelegt hatte. Genau in dem Augenblick aber kehrte Frieda aus der Küche zurück und sprang erneut auf ihren Schoß, den sie nach ihrer ausgiebigen Mahlzeit als Heizdecke zu nutzen gedachte. Dabei fiel die Fernbedienung zu Boden.

Müde, wie sie war, gab Maggie nach und widmete sich zunächst ihrer Tigerdame. Deren Schnurren war ohnehin so laut, dass es das Fernsehgebrabbel übertönte. Erst als Frieda sich einrollte und nur noch behaglich vor sich hin vibrierte, drängte sich die Fernsehshow abermals in den Vordergrund.

Windkraftkünstler

Unwillkürlich wandte Maggie sich wieder dem Fernseher zu – und blickte abermals ihrem Energieminister ins Gesicht. Gerade beendete er die Laudatio für den zweiten Preisträger: "... hat die Installation dieser Künstlerin uns allen vor Augen geführt, wie sehr die neuen Energien mittlerweile ein Teil unseres Alltags geworden sind. Kein Haus, keine Straße, ja noch nicht einmal der kleinste Grashalm sind denkbar ohne sie, die das Leben auf unserem Planeten schützen und ermöglichen."

Es folgte dasselbe Tam-Tam wie beim Gewinner der Bronzemedaille, nur dass dieses Mal am Ende nicht ein einzelnes Kunstwerk gezeigt wurde. Stattdessen nahm die Kamera die Zuschauer mit auf eine Fahrt durch eine Stadt, in der an jeder Ecke kleine Windradattrappen zu sehen waren: an einer Bushaltestelle, neben einer Ladestation für Elektroautos, auf einem Wohnblock, im Hof einer Schule, wo die Künstlerin mit den Kindern unzählige bunte Windparks aus Pappmaché gebastelt hatte.

Als Krönung schwenkte die Kamera über eine Grünfläche, deren Wiese mit sonnenblumenartigen Windrädchen übersät war. Typisch, dachte Maggie: Alles war von Windkraft durchdrungen – nur echte Windkraftanlagen waren nirgends zu sehen.

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Jetzt war aber Schluss! Sie wollte sich nach der Fernbedienung bücken, aber Frieda fuhr sofort die Krallen aus, zum Zeichen, dass sie keineswegs gewillt war, ihre menschliche Heizdecke kampflös zu räumen. Seufzend lehnte Maggie sich zurück und ließ die bunte Bilderflut weiter in ihr Wohnzimmer dringen.

Die Hintergrundmusik nahm nun noch einmal an Pathos zu, heroische Elemente mischten sich in sie wie bei den Filmen, in denen todesmutige Helden eine Bedrohung aus dem Weltall abwehren und so ihren Heimatplaneten vor dem Untergang bewahren.

Die Kamera schwenkte erneut auf die Moderatorinnenmumie. "Und jetzt, meine Damen und Herren", verkündete sie, "der absolute Höhepunkt des Abends. Aus über tausend eingereichten Werken hat sich dieses Kunstwerk als Ihre und unsere Nummer 1 herausgeschält. Als unser aller Favorit, der das Thema 'Energiereiche Kunst' am perfektsten umgesetzt hat. Bitteschön, Herr Dr. Heimenross, Sie haben das Wort!"

Schweißperlen zeigten sich auf Heimenross' Stirn, als die Kamera ihn nun wieder ganz nah heranzoomte. Seine Stimme zitterte vor Erregung: "Ja, ich denke, wir haben einen würdigen Sieger gefunden. Lassen Sie mich aber zunächst noch einmal allen danken, die an diesem Wettbewerb teilgenommen haben. Sie alle, verehrte Künstlerinnen und Künstler, haben uns mit Ihren Werken die Augen geöffnet für die Schönheit der neuen Energie, aus der unser Land heute seine Kraft zieht.

Einem Werk ist das aber, wie ich finde, in besonders vorbildlicher Weise gelungen. Denn es lässt uns ganz unmittelbar die Harmonie spüren, von der die neue Energie getragen ist. Es handelt sich dabei um ein Werk aus dem Bereich der Musik, von einem Künstler, den wir alle schon lange für seinen Mut bewundern, neue Wege im Bereich der Klangkunst zu beschreiten."

Dies war das Stichwort für die Regie, die Tuschbässe wieder hochzufahren. In ihr dramatisches Wummern hinein verkündete die Off-Stimme den Namen des Goldmedaillengewinners.

Im selben Augenblick erschien das Gesicht eines Mannes auf dem Bildschirm, der fast ein Zwilling von Heimenross hätte sein können – wenn er nicht um einiges jünger ausgesehen hätte. Dieselben schulterlangen Haare, dasselbe weltentrückte Grinsen, sogar dasselbe grün bestickte Trachtenjankerl. Nur die übergroße Designerbrille, die wohl die Intellektualität des Künstlers unterstreichen sollte, wich von Heimenross' Outfit ab.

Während der Künstler vor Rührung die Hände vors Gesicht schlug – was seine Brille in bedenkliche Schwingungen versetzte –, ertönte aus dem Off das Musikstück, das ihm den Siegerpreis eingebracht hatte. Maggie hörte das ihr nur allzu bekannte Hecheln der Windkrafttrotoren, untermalt von dem Heulen des Windes an einem stürmischen Tag. Dazu immer wieder einzelne Böen, dann etwas, das sich wie das Rauschen von Baumkronen anhörte.

Nach einer Weile setzten weitere Töne ein, die nach dem Pfeifen des Windes in hohlen Baumstämmen klangen. Ergänzt wurden sie durch sehr hohe Klangpassagen, die Maggie an ein Konzert mit Gläsern erinnerten, das sie einmal in einer Fußgängerzone gehört hatte.

Das Musikstück mochte raffiniert komponiert sein. Die Erwartungen, die Heimenross mit seiner Ankündigung geweckt hatte, erfüllte es jedoch in keiner Weise. Jedenfalls nicht für Frieda, die schon bei den ersten Klängen die Ohren angelegt hatte.

Eine gute Gelegenheit, endlich den Fernseher auszuschalten, dachte Maggie. Und tatsächlich leistete ihre getigerte Freundin dieses Mal auch keinen Widerstand, als Maggie nach der noch immer auf dem Boden liegenden Fernbedienung tastete. Sie schnurrte sogar, als das Musikstück abrupt abbrach.

Vorsichtig streckte Maggie sich auf dem Sofa aus. Frieda krabbelte sogleich in ihre Armbeuge, um ihre Schulter als Kopfkissen zu nutzen. Gleichmäßig strömte ihr Schnurren in Maggies Ohr. So war auch ihr der Schlafgott gnädig und öffnete ihr noch einmal die Tore zu seinem Reich. Tiefer, immer tiefer sank Maggie herab, gehüllt in einen Kokon aus weichem, warmem Fell, der noch die schrillsten Disharmonien von ihr fernhielt.

2. Eine Strategiesitzung auf Kadohan

Bei einer Tagung der Zukunftskommission kommt es auf Kadohan zu einer hitzigen Debatte über den richtigen Zeitpunkt für die Invasion der Erde.



Heimkehrfreude

Es war ein überwältigendes Gefühl, nach so langer Zeit wieder auf seinen Heimatplaneten zurückzukehren. Spontan beschloss der Leiter der Erderkundungsmission, für die sich mittlerweile die Bezeichnung "StarWind" eingebürgert hatte, sich einstweilen schlicht "Kadohano" zu nennen.

Genießend ließ er sich in die künstliche Schwerelosigkeit seines Zimmers fallen und blickte durch die transparenten Plasmawände hinaus in den leuchtenden Tag. Es gehörte zu den Dingen, die ihn am Leben auf der Erde am meisten befremdeten: dieses ständige

Bedürfnis der Erdlinge, sich gegen ihre Umgebung abzuschotten. Noch ihre größten Fenster waren so dicht, dass kaum ein Laut oder ein Duft der Welt in ihre Behausungen drang. So hatte er sich dort die ganze Zeit über eingesperrt gefühlt.

Hier dagegen, auf Kadohan, waren Außen und Innen in osmotischer Weise miteinander verbunden. Die Wände waren durchsichtig, die Räume befanden sich in einem ständigen Austausch mit der Außenwelt. Das führte zu einem völlig anderen Lebensgefühl, das eher vom Aufgenommensein in der Welt geprägt war als von den Empfindungen des Abgeschottet- und Ausgesetztseins, die das Leben der Erdlinge bestimmten.

Der Expeditionsleiter ließ seinen Blick von einer Ecke des Horizonts zur anderen wandern. All das, was er früher als selbstverständlich hingenommen hatte, enthüllte sich für ihn auf einmal in seiner einzigartigen Schönheit.

Er hatte zwar stets um die Verletzlichkeit seines Heimatplaneten gewusst. Aber erst jetzt, als er nach seiner langen Abwesenheit wieder das Licht der beiden Sonnen – Sija und Merza – spürte, in deren Mitte Kadohan verankert war, stieg wieder ein Gefühl für das einzigartige Gleichgewicht in ihm auf, dem sein Planet seine Existenz verdankte. Schon eine geringe Veränderung im Magnetfeld einer der beiden Sonnen könnte seinen Untergang bedeuten.

So aber lebten die Kadohaner auf einem Planeten, auf dem es keine Nacht gab. Stattdessen gab es zwei Tage, die sich sowohl in ihrer Länge als auch in Art und Intensität des Lichtes voneinander unterschieden. Die Tage wurden nach der Sonne, von dessen Licht der betreffende Teil des Planeten jeweils beschienen wurde, benannt. Der eine hieß Sijan, der andere Merzan.

Das Licht, das von dem größeren, aber viel weiter entfernten Stern Sija kam, war klarer, glänzender als das von Merza ausgesandte. Dafür brachte das Merza-Licht die Konturen der Dinge deutlicher zum Vorschein. Fast schien es, als würde es diese von innen heraus zum Leuchten bringen.

Das Gift der Finsternis

Aufgrund der Eigenrotation von Kadohan war mal der eine, mal der andere Tag länger. Hell war es aber immer. Für den Expeditionsleiter war das der wichtigste Unterschied zum Leben auf der Erde, wo es, in längeren oder kürzeren Abständen, einen steten Tag-Nacht-Wechsel gab.

Musste, so fragte er sich, das regelmäßige Versinken ihrer Welt in völliger Dunkelheit nicht auch das Wesen der Erdlinge in ganz bestimmter Weise beeinflussen? War es nicht naheliegend, dass die augenfällige Unmöglichkeit, dem Sturz in die Finsternis zu entgehen, den Keim der Verzweiflung und eines blindwütigen Zorns gegen das eigene, unabwendbare Schicksal in ihnen legte? Ließ sich so nicht auch die Tendenz der Erdlinge erklären, sich immer wieder gegenseitig auszurotten, ja sogar den eigenen Planeten, ihre Nabelschnur zum Bauch des Kosmos, zu zerstören?

Für den Expeditionsleiter ergab sich hieraus auch eine Sorge, die ihn zögern ließ, den eigentlich längst möglichen Startschuss für die Invasion der Erde zu geben: Würde der spezielle Takt, der das Leben auf der Erde prägte, langfristig nicht auch das Wesen der Kadohaner verändern? Müssten die Umgesiedelten sich so nicht immer mehr von den Zurückgebliebenen entfremden? Was, wenn das alles durchdringende, alles zersetzende Gift der Fins-

ternis sie am Ende dazu verleiten würde, sich gegen ihren Heimatplaneten zu wenden?

Erschwerend kam hinzu, dass ja auch nach der Übernahme des Planeten durch die Kadohaner noch Erdlinge dort leben würden. Deren Wesensmerkmale würden sich so auch unmittelbar, unabhängig von den Einflüssen des Lebensrhythmus auf der Erde, auf die Neuankömmlinge übertragen. Dadurch könnte am Ende eine neue Spezies entstehen, die sich sowohl von den Erdlingen als auch von den Kadohanern deutlich unterscheiden würde.

Natürlich wusste der Expeditionsleiter um die Alternative, die es zu diesem Szenario gab. Er scheute sich jedoch, sich die Existenz dieser Alternative offen einzugestehen.

Gut, sie hatten in ihren Forschungslaboren auf Kadohan Keime gezüchtet, die die Erdlinge innerhalb weniger Tage auslöschen konnten. Aber zum einen konnte niemand vorhersagen, ob der tödliche Mikrobencocktail nicht auch alles andere Leben auf dem Planeten unwiederbringlich zerstören und so die ganze Expedition ihres Sinns berauben würde. Und zum anderen widersprach eine solche Vorgehensweise auch allen Grundsätzen, die sie auf Kadohan für den Umgang mit extragalaktischem Leben entwickelt hatten.

Vor allem aber waren die Erdlinge dem Expeditionsleiter während seines Aufenthalts auf dem Planeten viel zu vertraut geworden, als dass er über die Auslöschung der fremden Spezies in reinen Kosten-Nutzen-Kategorien hätte nachdenken können. Klar, es gab durchaus Erdlinge, denen er gleichgültig gegenüberstand. Dieser Heimenross etwa, den sie in eine Waffe zur Infiltrierung der Erdlingshirne verwandelt hatten, war für ihn nichts anderes

als eine Marionette, ein Werkzeug, dessen Verlust ihn nicht weiter berührt hätte.

Andererseits: War Heimenross denn überhaupt noch ein echter Erdling? Hatte er sich durch die Ummodellierung seines Gehirns für die kadohanischen Interessen nicht längst in eine Art Bastard verwandelt? Waren es nicht gerade die neuen Charakterzüge, die sie ihm im Zuge der Umpolung seiner Persönlichkeit eingepflicht hatten, durch die er so hölzern und so hinterhältig wirkte? Hätte man nicht auch ganz andere Wesensmerkmale seiner Persönlichkeit verstärken können, durch die er am Ende zu einem glühenden Verteidiger dessen geworden wäre, was er nun, von fremden Interessen gelenkt, zu zerstören versuchte?

Letztlich war es gerade diese Formbarkeit, die Unabgeschlossenheit ihrer Existenz, die den Expeditionsleiter an den Erdlingen anzog. Eine so fortgeschrittene Zivilisation wie die kadohanische stand zwar weit weniger als die Erdlingszivilisation in der Gefahr, durch Fehlsteuerungen dem Untergang geweiht zu sein. Die nahezu vollständige Plan- und Vorhersehbarkeit aller Entwicklungen nahm dem Leben aber auch jedes Überraschungsmoment und verhinderte, dass es über sich hinauswuchs, dass es die eigenen Grenzen berührte oder gar durchstieß.

Die Erdlinge kamen dem Expeditionsleiter dagegen manchmal vor wie jene Blumen mit den viel zu großen Blüten, von denen es auf der Erde so viele gab. Überließ man sie ihrem Schicksal, so wurde ihnen ihr eigener Übermut zum Verhängnis. Dann knickten sie um und bezahlten ihr himmelsstürmerisches Streben mit dem vorzeitigen Versinken im Staub. Stützte man sie jedoch, ließ man ihnen auch nur eine geringe Hilfe bei ihrem Wachstum angedeihen, so entfalteten sie eine Pracht, die auf den Expeditionsleiter

jedes Mal wie die Verwandlung eines Staubkorns in eine Sonne wirkte.

Die Zukunftskommission

Der Expeditionsleiter streckte sich und vollführte in der Schwerelosigkeit einen Zeitlupensalto. Dann schaltete er den Schwerelosigkeitsmodus aus und begann, sich für das Treffen der Zukunftskommission fertig zu machen.

Er beschloss, sich zur Feier des Tages das Brückenzeichen auf seinen nackten Schädel zu malen. Es bestand aus zwei größeren Kreisen, die einen kleineren Kreis umrahmten – und symbolisierte so die Sternenkongstellatlon, welcher der Planet Kadohan seine Existenz verdankte.

Er hatte gerade den zweiten goldfarbenen Kreis vollendet, da begann sich in seinem Zimmer ein würziger Duft zu verbreiten – das Signal für den Beginn der Konferenz! Wie war das möglich? Er war doch gerade erst aufgestanden! Sollte er tatsächlich so sehr getrödelt haben? Oder steckte ihm noch der interplanetarische Ritt in den Knochen, dieses Schweben zwischen Zeit und Raum, das einen jedes Gefühl für einen geordneten Tagesablauf verlieren ließ?

Der Expeditionsleiter beendete in aller Eile seine Schädelbemalung, dann stellte er sich auf die Mobilitätsluke. Einen Augenblick später wurde der Abwärtsmodus aktiviert, und er rauschte durch einen schmalen Schacht in die Tiefe.

Am Verteilerkreuz angelangt, reihte er sich in die Schlange der Wartenden ein, die sich vor den Förderbändern in die verschiedenen Richtungen aufgereiht hatten. Der Expeditionsleiter hatte

den Eindruck, dass die Überfüllung auf Kadohan seit seiner Abreise zur Erde noch zugenommen hatte. Aber dieses Gefühl entsprang wahrscheinlich nur seiner langen Abwesenheit. Es war ihm einfach nicht mehr bewusst gewesen, wie eng es mittlerweile auf seinem Heimatplaneten zuging.

Glücklicherweise musste er nicht so lange warten, wie er befürchtet hatte. Schon nach kurzer Zeit hatte einer der Greifarme, die die Passagiere auf den Förderbändern platzierten, ihn auf die Reise in Richtung Konferenzzentrum geschickt. Dort angelangt, betrat er wieder die passende Mobilitätsluke, die ihn in wenigen Sekunden nach oben trug.

Der Sitzungssaal war, wie bei diesem überlebenswichtigen Thema nicht anders zu erwarten, prall gefüllt. Bei einem Blick über die in konzentrischen Kreisen angeordneten Sitzreihen entdeckte der Expeditionsleiter viele bekannte, aber auch einige unbekannte Gesichter. Das musste allerdings nicht unbedingt bedeuten, dass sich die Zusammensetzung der Runde entscheidend verändert hatte. Vielleicht hatten einige auch gerade erst ihre Verjüngungspille eingenommen und sahen deshalb auf den ersten Blick anders aus, als der Expeditionsleiter sie in Erinnerung hatte.

Dass jemand in die Zukunftskommission berufen wurde, kam ja auch gar nicht so oft vor. Grundsätzlich durfte zwar jeder in allen planetarischen Entscheidungsgremien Mitglied werden. Allerdings mussten die Betroffenen auch über außergewöhnliche Kompetenzen verfügen, die eine solche Berufung rechtfertigten.

Bis in die Zukunftskommission, die als höchstes planetarisches Entscheidungsgremium galt, war es ein weiter Weg. Die meisten hatten zuvor erst in etlichen untergeordneten Kommissionen

mitgewirkt, ehe sie in den erlauchten Kreis aufgenommen wurden.

Für den Expeditionsleiter war das letztlich eine Selbstverständlichkeit: Die fähigsten und engagiertesten Köpfe sollten auch bei den Weichenstellungen für den weiteren Weg des Planeten ihre Expertise einbringen. Über das Entscheidungssystem der Erdlinge konnte er sich daher nicht genug wundern. Nicht selten lag die Entscheidungsbefugnis dort bei jenen, die die spitzesten Ellenbogen und die giftigsten Zungen hatten – und nicht bei denen, die am meisten von der betreffenden Materie verstanden oder sich am stärksten für das Gemeinwesen engagierten.

Auch dies war, wie der Expeditionsleiter fand, ein Zeichen für den niedrigen Entwicklungsstand der Erdlingszivilisation. Offenbar waren die Erdlinge noch stark von den Verhaltensmustern der Urhorde geprägt, wo lautes Brüllen und das Wegbeißen anderer wichtiger waren als Miteinanderreden und das gemeinsame Erarbeiten von Problemlösungen.

Nebenwirkungen der Verjüngungspille

Der Blick des Expeditionsleiters blieb an einer Kadohanerin hängen, die als Einzige in der Runde Haare auf dem Kopf hatte. Er wusste natürlich, was das bedeutete. Der Alterungsprozess ihres Körpers war schon zu weit fortgeschritten gewesen, als die Verjüngungspille fertig entwickelt war. So hatte sie bei ihr nicht mehr gewirkt.

Dass seine Kollegin sich die Haare wachsen ließ, war ein Zeichen dafür, dass sie sich innerlich schon auf das Überwuchertwerden ihrer Person durch die kosmische Wildnis einstimmte. In langen,

grauen Locken fielen die Haare an ihr herab, sie umringten sie und schrieben sich in ihr Äußeres ein wie die Flechten an den uralten Eichen, die der Expeditionsleiter auf der Erde entdeckt hatte.

Eben diese Kadohanerin war dazu auserkoren worden, die wegweisende Sitzung der Zukunftskommission zu leiten. Im Grunde, überlegte der Expeditionsleiter, war das ein Widerspruch in sich. Einerseits bemühte man sich mit der Verjüngungspille, die einzelnen Lebenskreise immer wieder zu erneuern, jeden sofort wieder auf eine neue Reise zu schicken, wenn seine Kraft sich dem Ende zuneigte. Andererseits sah man jedoch gerade jene, die endgültig aus dem Karussell des Lebens heraustraten, von einem Hauch des Unendlichen umweht, der ihnen eine besondere Weisheit verlieh.

Das mochte schlicht Gewohnheit sein, ein Festhalten an althergebrachten Denkmustern. Der Expeditionsleiter vermutete jedoch eher, dass dieses Verhaltensmuster mit der Wirkungsweise der Verjüngungspille in Zusammenhang stand.

War es nicht naheliegend, dass das Wundermittel zu einer übermütigeren, wagemütigeren Lebenseinstellung führte, die wiederum mit entsprechenden Veränderungen in der Hirnstruktur einherging? Oder war es vielleicht sogar umgekehrt? Veränderte die Verjüngungspille die Hirnstrukturen und löschte somit all das aus, was man mit Lebenserfahrung und Altersweisheit in Verbindung brachte? Musste die körperliche Verjüngung mit einer Verkindlichung des Geistes bezahlt werden?

Hier fehlten einfach noch die nötigen Studien und Erfahrungswerte. Schließlich konnte bislang ja auch niemand sagen, wie

viele Runden auf dem Lebenskarussell die Verjüngungsspiele den Einzelnen maximal ermöglichen würde.

Leuchtende Erfolge

Der Blick des Expeditionsleiters ruhte noch immer auf der alten Konferenzleiterin. Erst jetzt bemerkte er ihr nachsichtiges Lächeln, das sie mit einem Zucken ihres linken Mundwinkels andeutete. Hatte er sie etwa die ganze Zeit über angestarrt?

Peinlich berührt lächelte er zurück. Unwillkürlich bewegte er dabei, wie er es sich auf der Erde angewöhnt hatte, beide Mundwinkel nach oben, was die Peinlichkeit noch erhöhte. Denn das beidwinklige Lächeln war auf Kadohan ein Zeichen der Verächtlichkeit und der Überheblichkeit.

Glücklicherweise schenkte die Konferenzleiterin dem Fauxpas keine Beachtung. Sie hatte sich bereits erhoben, um die Sitzung zu eröffnen.

"Nachdem unser interplanetarischer Weltenbummler in unsere Welt zurückgefunden hat, können wir ja nun endlich mit der Debatte beginnen", verkündete sie mit leiser Ironie. "Am sinnvollsten wäre es wohl, zunächst noch einmal einen Überblick über den bisherigen Stand der Mission StarWind zu erhalten."

Eine leichte Unruhe entstand. Die meisten drückten sich noch einmal tief in ihre Sitzmaschinen, um die automatische Anpassung von Rücken- und Armlehnen zu aktivieren. Dann setzten alle ihre Vorführbrille auf, die das gleichzeitige Betrachten von Demonstrationmaterial und den Blickkontakt zu den anderen Kommissionsmitgliedern erlaubte.

Mit einer leichten Berührung seiner Brille brachte der Expeditionsleiter ein Schaubild zum Vorschein. Es zeigte die Verteilung der Landepfähle, die man den Erdlingen als Anlagen zur Energieerzeugung verkaufte.

"Nun", begann er seinen Vortrag, "wie ihr seht, war unsere Mission bislang durchaus erfolgreich. Nachdem wir einmal das Märchen vom Windenergie-Wunder in die Welt gesetzt hatten, hat sich die Geschichte quasi von selbst weiterverbreitet. Es war wie bei einem Mikrobencocktail. Wir konnten uns einfach danebenstellen und beobachten, wie sich die Keime vermehrten. Unsere Aufgabe bestand lediglich darin, jeweils – wenn ich es so ausdrücken darf – geeignete Keimträger zu finden, mit denen die Verbreitung besonders effektiv gelingen konnte. Um den Prozess zu beschleunigen, haben wir außerdem nach möglichen Wirkverstärkern gesucht."

Die Brille gab einen leichten Summton ab – ein Zeichen, dass mehrere Kommissionsmitglieder zu dem Punkt nähere Erläuterungen wünschten.

Souverän ging der Expeditionsleiter darauf ein: "Ja, natürlich, das bedarf noch einer genaueren Erklärung. Also: Wir haben mit unseren Messungen festgestellt, dass die Erdlinge mit der Art ihrer Energieerzeugung eine Aufheizung ihrer Atmosphäre bewirkt haben. Bei einer Fortführung dieser Praxis würde es innerhalb weniger Jahre zu für die Erdlinge sehr ungünstigen Lebensbedingungen kommen. Diese Information haben wir über unsere Keimträger verbreitet, um den Handlungsdruck zu erhöhen."

"Das verstehe ich nicht", bemerkte einer aus der Runde. "Der Aufheizungsprozess ließe sich doch sicher durch eine ganz banale Molekülaufspaltung und -umsortierung aufhalten."

"Richtig", bestätigte der Expeditionsleiter, "bei uns wäre das die naheliegende Reaktion. Ihr dürft aber nie vergessen, dass die Erdlinge sich auf einem viel niedrigeren technologischen Entwicklungsstand befinden als wir. Sie sind zwar fasziniert von den kleinen und kleinsten Teilchen, aus denen sich das Leben zusammensetzt, und sie experimentieren auch sehr gerne damit herum. Sie verhalten sich dabei aber wie Kinder, denen man einen Chemiebaukasten schenkt.

Der Unterschied ist nur: Wenn bei ihnen ein Experiment fehlschlägt, ist gleich der ganze Planet in Mitleidenschaft gezogen. Eine planmäßige Vorgehensweise, wie sie unsere Simulatoren erlauben, kennen sie nicht. Und über ein Atmosphärenkontrollsystem, wie wir es haben, verfügen sie erst recht nicht."

"Ich verstehe trotzdem nicht, was unsere Landepfähle damit zu tun haben sollen", wandte ein anderes Kommissionsmitglied ein – eine Kadohanerin mit einem stilisierten Galaxienhaufen als Schädelbemalung, der ihr ein sehr dynamisches Aussehen verlieh. "Selbst wenn die Erdlinge annehmen, dass die Landepfähle ihnen Energie liefern, nützt ihnen das doch nichts bei der Reinigung ihrer Atmosphäre. Schließlich verbraucht man bei der Herstellung der Landepfähle doch auch wieder Energie.

Außerdem benötigt man dafür Ressourcen, deren Abbau selbst zu einem gestörten Gleichgewicht führt. Das ist zumindest das Ergebnis, das ich bei der Schnellsimulation herausbekomme – oder lässt die sich nicht auf die Verhältnisse auf der Erde übertragen?"

Der Expeditionsleiter lächelte – und zwar zu seiner Freude unwillkürlich nur mit der linken, von seinem Gefühlshirn gelenkten

Gesichtshälfte. Seine kadohanischen Instinkte funktionierten also noch!

"Doch", bekräftigte er, "das Simulationsresultat spiegelt durchaus die Verhältnisse auf der Erde wider. Ihr müsst euch aber immer vor Augen halten, dass die Erdlinge nie ausschließlich auf der Grundlage rationaler Überlegungen handeln. Dadurch, dass die Hirnareale für Fühlen und Denken bei ihnen, anders als bei uns, nicht voneinander getrennt sind, kann eine starke Emotion selbst die wenigen gesicherten Prognosen, die sie mit ihren begrenzten Mitteln erarbeiten können, in den Hintergrund drängen.

Diesen Umstand konnten wir uns bei der Anpreisung unserer Landepfähle zunutze machen. Wir mussten lediglich die prognostizierten negativen Auswirkungen einer aufgeheizten Atmosphäre spiegelbildlich mit den Landepfählen verbinden. Im Sinne von: Je mehr Landepfähle, desto mehr Abkühlung der Atmosphäre. Oder, noch dramatischer: Je weniger Landepfähle, desto näher der Untergang der Erde."

Die Kadohanerin mit der dynamischen Schädelbemalung sah den Expeditionsleiter ungläubig an: "Und das hat funktioniert?"

Der Expeditionsleiter nickte. "Diese Strategie war bislang sehr erfolgreich. Sie unterdrückt nicht nur zuverlässig die Zweifel, sondern lässt diejenigen, die sich dennoch skeptisch zeigen, sogar als Bremser beim großen Projekt der Weltrettung erscheinen.

Die leicht zu überbrückende Gefühls-Gedanken-Schranke der Erdlinge ist uns allerdings noch in einer anderen Hinsicht zugutegekommen. Viele Erdlinge pflegen nämlich einen sehr ausgeprägten Kult des Wachstums. Sie sind geradezu süchtig nach allem, was wächst und sich vermehrt. Alles muss für sie immer

nach oben weisen oder nach vorne. Kreisförmige Bewegungen werden von ihnen geradezu gefürchtet."

"Das leuchtet mir nicht ein", warf jemand ein. "Kreisförmige Bewegungen sind doch ein Wesensmerkmal des Lebendigen. Zu viel Wachstum kann das Leben ja sogar zerstören!"

Ein nützlicher Erdlingskult

Da der Expeditionsleiter nicht gleich antwortete, meldete sich seine Assistentin zu Wort. Dankbar für die kleine Atempause, blickte der Expeditionsleiter zu ihr herüber. Im Widerschein des durch die Plasmawände gebrochenen Lichtes bemerkte er, dass sie dieselbe Schädelbemalung gewählt hatte wie er: zwei große Sonnenkreise, die einen kleineren Planetenkreis umrahmten.

Offenbar hatte sie bei der Rückkehr nach Kadohan eine ähnliche Wiedersehensfreude empfunden. Nach der langen Zeit in der Fremde war das nur allzu verständlich. Dennoch fragte sich der Expeditionsleiter, wie angesichts dieser Anhänglichkeit an den Heimatplaneten jemals Kadohaner davon überzeugt werden sollten, auf die Erde überzusiedeln.

Die Assistentin richtete sich auf und wandte sich dem Fragesteller zu. "Ich denke, der Kult des Wachstums hängt eng mit der kurzen Lebensspanne der Erdlinge zusammen", erklärte sie. "Eben weil ihr Lebensstern verglüht, kaum dass er erblüht ist, suchen sie ständig nach Dingen, die ihnen die Illusion einer ungebrochenen Fortdauer des Lebens vermitteln."

"Und was hat das mit unseren Landepfählen zu tun?" wollte der Fragesteller wissen.

Nun ergriff wieder der Expeditionsleiter das Wort. "Ich weiß, das alles ist für Kadohaner nur schwer nachvollziehbar", räumte er ein. "Aus der Perspektive der Erdlinge eignen sich die Landepfähle aber gleich in mehrfacher Hinsicht als Symbole des Wachstums. Zunächst einmal lassen sie sich sehr schnell errichten. Dazu sind sie auch noch höher als alles, was auf der Erde von selbst wächst. Manche Erdlinge unterbinden deshalb sogar das natürliche Wachstum ihrer mächtigsten Vegetationsarten und errichten stattdessen lieber Landepfähle."

"Aber ist das für das eigentliche Ziel der Atmosphärenkontrolle nicht völlig kontraproduktiv?" fragte eine aus der Runde. "Oder fungieren die Landepfähle auch als Molekülaustauschanlagen?"

Amüsiert über das Unverständnis seiner Mitplanetarier, zuckte der Expeditionsleiter leicht mit dem linken Mundwinkel. "Nein, natürlich nicht", stellte er klar. "Die Erdlinge sind nur ganz geblendet von der machtvollen Ausstrahlung der hoch aufschießenden Türme. Und die glitzernden Rotorblätter geben ihnen das Gefühl, lauter eigene kleine Sonnen erschaffen zu haben. Deshalb merken sie gar nicht, dass sie mit all den vielen Landepfählen die Zerstörung ihres Planeten eher beschleunigen, anstatt sie aufzuhalten."

Der Expeditionsleiter blickte kurz zu seiner Assistentin herüber. Auf ihr unruhiges Augenzwinkern hin nickte er ihr zu und erteilte ihr so abermals das Wort.

"Ich denke, man muss hier noch einen anderen Punkt berücksichtigen", führte sie aus. "Der Glaube an die heilende Kraft der Landepfähle hat mittlerweile dazu geführt, dass deren Errichtung massiv gefördert wird."

Auch das setzt einen Prozess in Gang, den die Erdlinge als Wachstum wahrnehmen: Wer Landepfähle errichtet, wird dafür belohnt, und von dieser Belohnung kann er dann wieder andere für die Herstellung ihrer Produkte belohnen, indem er sie von ihnen erwirbt. Dadurch wächst die Menge der Produkte, was wiederum die Zahl der Belohnungen anwachsen lässt. Diesen sich selbst verstärkenden Prozess verehren viele Erdlinge wie einen Super-Organismus, aus dem sich das Leben der Einzelorganismen speist."

"Aber birgt das nicht die Gefahr in sich", warf jemand ein, "dass die Produktion um ihrer selbst willen befeuert wird – unabhängig von dem Nutzen der hergestellten Produkte? Und ist das nicht gerade ein Beispiel für eine zerstörerische Form von Wachstum?" Der Expeditionsleiter wollte gerade antworten, da schaltete sich die Leiterin der Sitzung in die Diskussion ein. "Ich denke", begann sie, "wir werden da langsam ein bisschen zu akademisch. Grundsätzlich finde ich es zwar immer befruchtend, über extragalaktische Denk- und Verhaltensmuster zu philosophieren. Aber der Sinn der Mission StarWind besteht ja nicht darin, den geistigen Horizont einer anderen galaktischen Spezies zu erkunden. Vielmehr geht es hierbei um etwas sehr Konkretes – nämlich um neue Ressourcen und neuen Lebensraum für unsere eigene Spezies. Und genau darauf sollten wir uns nach meinem Dafürhalten jetzt auch konzentrieren."

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Fast alle Anwesenden hoben beifällig ihre Zeigefinger an die Schläfen.

Die Diskussionsleiterin strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn. In dem lichtdurchfluteten Raum schimmerte ihr graues Haar für einen Augenblick wie ein Kometenschweif. "Nun", kon-

statierte sie, "dann sollten wir ab sofort darüber debattieren, wie sich unsere Lande- und Besiedlungspläne konkretisieren lassen." Daraufhin meldete sich die Kadohanerin mit der dynamischen Schädelbemalung zu Wort. "Also, wenn ich mir das Schaubild mit den blinkenden Landepfählen anschau", analysierte sie, "sollte die Landung unserer Raumschiffe auf der Erde eigentlich problemlos möglich sein. Dem Muster der Leuchtpunkte nach zu urteilen, würden die Landeplätze ja für die Raumschiff-Flotten mehrerer Planeten ausreichen!"

"Das sehe ich auch so", bestätigte ein anderer in der Runde. Seine Schädelbemalung – ein aus Blitzen geformtes Dreieck – wies ihn als Mitglied des Invasionskommandos aus. "Die Landungssimulation erbringt da ein eindeutiges Ergebnis: Die Ziele, die wir mit der Mission StarWind verfolgt haben, sind erfüllt. Kühlung der Triebwerke durch die Rotoren der Landepfähle, Blinksignale für die Markierung der Landestellen, antiikonographische Funktion der erzeugten Turbulenzen – alle Voraussetzungen für die Landung unserer Transportraumschiffe sind gegeben. Die Expeditionstruppe hat ganze Arbeit geleistet – mein Kompliment!"

Anerkennend hob er seine Zeigefinger an die Schläfen, wenn auch nur kurz, mit der lässigen Beiläufigkeit eines Haudegens, dem die Tat näher ist als das Wort.

Hitzige Diskussionen

Alle Augen richteten sich auf den Expeditionsleiter. Ein unkontrolliertes Zucken ging über sein Gesicht. Es war genau die Situation, vor der er sich gefürchtet hatte.

Auch ihm war natürlich nicht entgangen, dass der Invasion im Grunde nichts mehr im Wege stand. Er selbst war es ja, der mit seiner Arbeit den Boden dafür bereitet hatte. Und selbstverständlich war ihm bewusst, dass es sich bei den Erdlingen um eine niedrigere Zivilisationsform handelte, deren Untergang das kosmische Gleichgewicht in keiner Weise beeinträchtigen würde. Dennoch kam ihm der Gedanke, diese Zivilisation einfach mit ein paar präzise platzierten Laserstrahlen auszulöschen, unerträglich vor. Und auch wenn er sich immer wieder sagte, dass dies nur eine Auswirkung des bekannten intergalaktischen Verbrüderungssyndroms war, das der zu großen Nähe zu einer fremden Spezies entsprang – die Erdlinge waren ihm doch zu sehr ans Herz gewachsen, als dass er der Invasion in der geplanten Form hätte zustimmen können.

Erst als die gespannte Erwartung, die den Raum erfüllte, in Unruhe überging, gab sich der Expeditionsleiter einen Ruck. "Wenn es nur um die technischen Voraussetzungen geht, steht der Invasion tatsächlich nichts mehr im Wege", räumte er ein. "Ich gebe allerdings zu bedenken, dass wir das Widerstandspotenzial der Erdlinge nicht unterschätzen sollten. Trotz unserer überlegenen Mittel müssten wir mit erheblicher Gegenwehr rechnen, die zu beträchtlichen Verlusten führen könnte."

"So, wie ich die Erdlinge in den Erkundungsberichten kennengelernt habe, kann ich mir kaum vorstellen, dass sie den Schutzschild um unsere Raumschiffe durchbrechen könnten", widersprach der Haudegen. "Dafür bräuchten sie schon Laserbeschleuniger auf Lichtgeschwindigkeitsniveau – und nach allem, was ich gehört habe, sind sie von der Entwicklung solcher Systeme Lichtjahre entfernt."

Der Expeditionsleiter nickte, vermied es aber, dem anderen in die Augen zu schauen. "Das ist sicher richtig. Für uns selbst wäre die Invasion wohl relativ risikolos. Wenn ich von Verlusten spreche, denke ich auch eher an die Erdlinge.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt würde eine Invasion fast zwangsläufig zur vollständigen Auslöschung ihrer Zivilisation führen. Und das halte ich weder nach unserem intergalaktischen Ehrenkodex für gerechtfertigt noch für sinnvoll im Hinblick auf die spätere Nutzung des Planeten. Denn dieser könnte durch den Abwehrkampf so stark in Mitleidenschaft gezogen werden, dass er im Extremfall nur noch sehr eingeschränkt nutzbar wäre für uns."

Ein Raunen kam auf, das sich rasch zu einer Welle aus Getuschel und erstaunten Zwischenrufen steigerte. Die Diskussionsleiterin musste sich jedoch nur kurz erheben und ihre graue Mähne schütteln, um die Unruhe im Keim zu ersticken.

"Bitte nur zielführende Wortmeldungen!" rief sie die Anwesenden zur Ordnung. "Das Thema ist zu ernst für mäandernde Nebengespräche." An den Expeditionsleiter gewandt, fügte sie hinzu: "Was mich persönlich interessieren würde, ist, warum eine sofortige Invasion weniger erfolversprechend sein soll als ein späterer Start der Mission."

"Der Grund dafür ist vor allem, dass wir uns bei einer späteren Invasion die demoralisierende Wirkung der Landepfähle zunutze machen könnten", erläuterte der Expeditionsleiter. "Deren Errichtung hat mittlerweile eine solche Eigendynamik entfaltet, dass die Erdlinge in absehbarer Zeit vollständig von Landepfählen umringt sein werden.

Das Gefühl des Eingesperrtseins, das sich daraus notwendigerweise ergeben wird, könnte sehr hilfreich für uns sein. Wenn wir

nämlich gleich nach der Landung mit der Demontage der Landepfähle beginnen, werden die Erdlinge uns nicht als Besatzer, sondern als Befreier wahrnehmen – und so natürlich weit eher bereit sein, mit uns zu kooperieren."

"Aber können wir es uns denn überhaupt leisten, so lange zu warten?" erkundigte sich ein altgedientes Kommissionsmitglied, das bislang vor allem durch stirnrunzelndes Zuhören aufgefallen war. "Werden die Erdlinge die Atmosphäre ihres Planeten nicht vollständig zerstören, wenn wir die Invasion zu sehr hinauszögern?"

"Davon gehe ich nicht aus", beschwichtigte der Expeditionsleiter. "Mit unserem Atmosphärenkontrollsystem wird es uns auch in ein paar Jahrzehnten noch möglich sein, die Moleküle wieder in ein lebensfreundliches Gleichgewicht zu bringen."

Nun entspann sich eine hitzige Debatte. Einige folgten der Linie des Expeditionsleiters und unterstützten seinen Plan, die Raumschiff-Flotte erst zu einem späteren Zeitpunkt zur Erde zu schicken. Wer das Leben in anderen Galaxien nicht achte, argumentierten sie, werfe damit auch einen Schatten auf das Leben der eigenen Zivilisation, in der er so den Keim der Zerstörung säe.

Jedes Leben im Universum folge seiner eigenen Gesetzmäßigkeit, die man mit den eigenen, ganz anderen Maßstäben vielleicht gar nicht verstehen könne. Eine vorschnelle Vernichtung einer fremden Zivilisation unterbinde deshalb womöglich eine Entwicklung, die vielversprechender sei, als es aus jetziger Perspektive erscheine.

Andere vertraten dagegen die Meinung, dass die Erdlinge eine solche Rücksichtnahme überhaupt nicht verdient hätten. Sie

würden ihren Planeten ja ohnehin früher oder später in eine lebensfeindliche Wüste verwandeln.

Darauf zu warten, sei sogar ein Zeichen für mangelnde Achtung vor dem fremden Planeten, auf dem es schließlich noch zahlreiche andere Lebensformen gebe. Eben weil die Erdlinge selbst diese nicht respektierten, seien sie es auch nicht wert, verschont zu werden. Es handle sich bei ihnen um nichts anderes als um eine Sackgasse der kosmischen Entwicklung, um einen Irrweg, den man besser früher als später beenden sollte.

Am Ende sprach die Diskussionsleiterin ein Machtwort und ordnete an, dass nun über die zwei Varianten – sofortiger oder späterer Beginn der Invasion – abgestimmt werden sollte. Es war eine Angelegenheit von wenigen Sekunden. Die Befürworter der einen Variante tippten auf die linke, die der anderen Variante auf die rechte Brillenseite, Unentschiedene in die Mitte.

Unmittelbar darauf zeigte ein Schaubild das Ergebnis der Abstimmung an: Es gab eine hauchdünne Mehrheit für die Linie des Expeditionsleiters.

Ein Zusatzantrag der Befürworter einer rascheren Vorgehensweise fand allerdings ebenfalls eine Mehrheit. Er legte fest, dass die Mission StarWind in erheblichem Umfang personell aufgestockt werden sollte. Auch einigte man sich darauf, vermehrt Wirkverstärker einzusetzen, um das von dem Expeditionsleiter entworfene Szenario schneller Realität werden zu lassen. Auf diese Weise sollte ein baldiger Beginn der Invasion sichergestellt werden.

Die Mundwinkel des Expeditionsleiters zuckten unkontrolliert. Niemand konnte sehen, was er empfand. Wahrscheinlich hätte er

es selbst nicht genau sagen können. Ein Teil von ihm war ihm selbst fremd geworden

Er löste seinen Blick von den Reihen der Kommissionsmitglieder und ließ ihn durch die Plasmawände hinauswandern in die Weiten des Alls. Millionen von Sonnen woben dort draußen an der leuchtenden Textur des Kosmos. Der intergalaktische Zwist zwischen zwei Planeten war für sie wie der Zusammenstoß zweier Staubkörner in einer Wüste, irgendwo im finsternen Hinterhof des Universums.

3. Reinhard

Bei einem Waldspaziergang mit ihrem Hund sinniert Maggie über die Aktivitäten ihrer Anti-Windkraftgruppe. Einer aus der Gruppe möchte mit einem gewagten Experiment den ultimativen Beweis für die Schädlichkeit von Windkraftanlagen antreten.



Nebelzauber

Wie festgewachsen hingen die Nebelgewänder in dem Gerippe der Eichen. Es war, als würde ihr knorriges Skelett von dem Atem einer fremden Zauberin umweht, der es wiederbelebte und zugleich in andere, nie gesehene Lebensformen verwandelte. Schwerelos schlängelten sich die dunklen Arme durch das wogende Nichts, hier und da umflattert vom Tanz eines Blattes, das sich zu seiner letzten Reise aufmachte.

Maggie atmete tief durch. Sie war froh um den Nebel, der am Morgen aufgezogen war. Zwar deutete das, wie sie sehr wohl wusste, auf einen sonnigen, leuchtenden Tag hin. Zumindest für diesen Morgenspaziergang durch den Wald fand sie aber Zuflucht in der Höhle des Nebels.

Ein paar Stunden lang konnte sie sich vorstellen, dass alles wieder wie früher war: dass es hinter dem dünnen Blätterkleid der Bäume nicht blinkte und blitzte wie an einer Autobahnbaustelle; dass die breite Trasse, auf der sie ging, nicht für den Transport der stählernen Riesenpfähle und -flügel von Windkraftanlagen durch den Wald geschlagen worden war; dass die Anhöhe am Ende des Weges nicht von Windkraftanlagen gepfählt war, sondern noch immer den freien Flug der Blicke über das Wellenmeer der Hügel ermöglichte.

Sie hatte den Nebel schon immer gemocht: dieses Innehalten des Lebens, durch das die Dinge sich wie in sich selbst zurückzogen und eben dadurch in ihrem Wesen erkennbar wurden. Das Problem war nur, dass die Schönheit der Natur mittlerweile ausschließlich durch den Filter einer Nebelphantasie erahnbar war.

Die Zuckerwatteträume eines Wintermorgens, das geisterhafte Flirren eines heißen Sommertages, das Wunder des frühlinghaften Erwachens, wenn aus dem Nichts des Winters auf einmal wieder Leben emporspross – all das wurde überschattet von den gewaltigen Stahlbetongittern, die nur einen einzigen Zauber kannten: den der Verwandlung von bewegter Luft in industriell verwertbare Energie.

Ein Blick auf Schampus, ihren vierbeinigen Begleiter, riss sie aus ihren Gedanken. "Was ist los, Schampinochen?" säuselte sie. "Was hast du denn?"

Nachdem Schampus die ganze Zeit über um sie herumgetollt war, war er auf einmal in Habachtstellung erstarrt: Ohren aufgerichtet, rechte Vorderpfote angehoben und leicht angewinkelt, Näschen im Wind. Irgendetwas schien ihn zu beunruhigen. Hatte er etwa ein Reh entdeckt? Oder einen Jäger, der im Unterholz auf Beute lauerte?

Maggie blieb stehen und sah sich um. Aber da war nichts. Nichts als ein pfützendurchtränkter Weg, der sich im Bauch des Nebels verlor. Angestrengt lauschte sie in die Stille hinein. Alles, was sie wahrnahm, war jedoch das Flüstern der Nebeltropfen auf den Blättern. Das konnte aber auch pure Einbildung sein, der Versuch des Gehirns, die Grabesruhe mit erfundenen Sinneseindrücken aufzubrechen.

Oder war da doch etwas? Sie hörte noch einmal genauer hin ... Und tatsächlich: Jetzt hörte sie es. Ein Geräusch, das entfernt an den klagenden Gesang des Waldkauzes erinnerte, dieses lang gezogene Uuuuh, gefolgt von ein paar kürzeren, dunkel zitternden Lauten. Aber ließen die Käuze ihre Klagen nicht eher nachts und in der Dämmerung erklingen?

Maggie strich Schampus über den Kopf. "Musst keine Angst haben, mein Kleiner! Ich bin ja bei dir ..."

Schampus blickte seine Herrin erstaunt an, als wollte er sagen: "Fragt sich nur, wer hier wen beschützt!" Dennoch löste er sich aus seiner Erkundungshaltung und begann wieder wie zuvor über den Weg zu stromern.

Unsichtbare Bedrohung

Maggie gähnte. Wenn sie Reinhard nicht versprochen hätte, ihm ein paar Brötchen vorbeizubringen, wäre sie nach ihrer halb durchwachten Nacht sicher länger liegen geblieben. Nach dem Alptraum und dem missglückten Versuch, den Fernseher als Beruhigungsmittel zu benutzen, war sie nur noch in einen unruhigen Halbschlaf gesunken.

Sie hielt es noch immer für eine Schnapsidee von Reinhard, dass er sein Zelt unter den Windkraftanlagen aufgeschlagen hatte. Aber er war eben schon immer ein Sturkopf gewesen. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er kaum davon abzubringen. So war es auch dieses Mal gewesen.

Maggie konnte sich noch gut an den Anfang dieser irrwitzigen Unternehmung erinnern. Es war bei einem Treffen ihrer Anti-Windkraft-Gruppe gewesen, die regelmäßig in der Dorfkneipe zusammenkam. Sie hatten gerade angefangen, die neusten Nachrichten auszutauschen, da war Reinhard an ihren Tisch gestürmt. "Ich weiß jetzt, woher meine ständigen Kopfschmerzen kommen!" hatte er, ganz außer Atem, in die Diskussion hineingerufen.

Maggie sah noch genau die fragenden Blicke der anderen vor sich – wobei sich ihr Staunen nicht auf den Inhalt von Reinhard's Worten bezog, sondern auf sein ungewöhnliches Auftreten.

Als pensionierter Buchhalter war Reinhard stets darauf bedacht, die Form zu wahren. Sein Haar war immer ordentlich gescheitelt, auch wenn die luftige Strähnenpracht auf seinem Kopf dadurch ein wenig an einen halb leeren Aktenschrank erinnerte. In Gesprächen hielt er sich in der Regel zurück, meldete sich ord-

nungsgemäß zu Wort und sagte dann nur Dinge, bei denen er sich die Formulierungen zuvor zurechtgelegt hatte.

So mussten sie nun alle zwei Mal hinschauen, um in dem aufgeregten Männlein mit der zerzausten Haartolle "ihren" Reinhard zu erkennen.

Da alle ihn nur befremdet ansahen, anstatt auf seine Bemerkung zu reagieren, erklärte Reinhard schließlich mit Nachdruck: "Von den Windrädern! Die Windräder sind es, die die Kopfschmerzen verursachen!"

"Und dafür gackerst du hier rum wie ein aufgeschrecktes Huhn?" hatte Monika ihn gefragt, ätzend wie immer. "Mir bereiten die Dinger auch Kopfzerbrechen. Das geht uns doch allen so." Ihre großen Ohrringe klimperten, als sie sich von Reinhard abwandte und nach ihrer Weinschorle griff.

Aber Reinhard war durch nichts zu bremsen an jenem Abend. "Nein, du hast mich falsch verstanden", beharrte er. "Ich rede hier nicht von unseren Sorgen und von dem Ärger, den wir mit den Windrädern haben. Was ich meine, ist ihre direkte, unmittelbare Wirkung auf uns."

Er senkte verschwörerisch seine Stimme: "Der Infraschall ist das Problem – Schallwellen, die unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle liegen, die uns aber auf die Dauer krank machen."

Monika klimperte wieder mit ihren Ohrringen: "Also, brandneu ist die Info ja nicht gerade. Das ist doch schon seit Jahren bekannt. Wobei übrigens ..."

"Ja, richtig", fiel Reinhard ihr ins Wort, "die Erkenntnis an sich ist nicht neu. Aber jetzt gibt es Forschungsergebnisse, die die gesundheitsschädliche Wirkung von Infraschall eindeutig belegen. Und dabei geht es nicht nur um einfache Kopfschmerzen. Infra-

schall kann das Herz aus dem Rhythmus bringen, zu Kreislaufstörungen führen, die Konzentration beeinträchtigen – Windräder bedrohen also massiv unsere Gesundheit."

An dieser Stelle schaltete Mirko sich in die Diskussion ein. "Das gilt dann aber genauso für Autoverkehr und Meeresrauschen – davon geht nämlich auch Infraschall aus." Mirko war Physiklehrer, er musste es wissen.

Aber Reinhard ließ sich nicht beirren. "Mag sein", räumte er ein, "nur sind Windräder eben überall – und es werden jeden Tag mehr! Infraschall ist also eine schleichende Bedrohung, die unseren Alltag mehr und mehr durchdringt. Sie ist allgegenwärtig, gleichzeitig aber unsichtbar wie die Strahlung von Atomkraftwerken. Und da sind die gesundheitsschädlichen Auswirkungen ja auch jahrelang geleugnet worden – bis sie nicht mehr zu übersehen waren! Diese Zusammenhänge sollten wir dringend stärker publik machen. Das ist doch ein Pfund, mit dem die Anti-WKA-Bewegung wuchern kann!"

Mirko schüttelte den Kopf. Der kleine Pferdeschwanz, zu dem er seine Haare hinten zusammengebunden hatte, fegte über seinen Nacken. "Ich denke, wir sollten uns fürs Erste auf das konzentrieren, was sich eindeutig belegen lässt. Zehntausende Fledermäuse, die Jahr für Jahr in die Falle der Windkraftanlagen flattern, Rotmilane, die mit gebrochenen Flügeln unter den Anlagen verenden, die Bodenverdichtung durch die Betonfundamente der Anlagen – all das ist für alle offensichtlich, und es ist bedrohlich genug. Deshalb sollten wir diese Dinge in den Vordergrund stellen und nicht etwas, mit dem man uns leicht in die Ecke von Verschwörungstheoretikern stellen kann."

Reinhard schnaufte. "Verschwörungstheoretiker?" Maggie hatte ihn noch nie so aufgebracht gesehen. "Ich soll ein Verschwörungstheoretiker sein? Die Untersuchungen existieren doch, ich habe das mit dem Infraschall schließlich nicht erfunden, und dann ..."

"So war das doch nicht gemeint!" unterbrach ihn Mirko. "Ich denke hier nur an das, was unsere Gegner mit unseren Argumenten anstellen. Du weißt doch, wie gerne sie einem das Wort im Mund umdrehen! Und wenn die Fakten eindeutig sind, wenn ich Fotos vorlegen kann, die meine Vorwürfe beweisen, kann ich ihnen eben viel leichter den Wind aus den Segeln nehmen."

"Aber das beeindruckt viele doch gar nicht!" wandte Reinhard, wieder etwas ruhiger werdend, ein. "Wen interessieren schon tote Fledermäuse? Wenn es aber um die eigene Gesundheit geht, da werden dann doch alle hellhörig. Da verliert die Windkraft auf einmal ihr sauberes Image! Und deshalb müssen wir das mit dem Infraschall auch viel stärker nach vorne stellen. Gerade weil die Gefahr nicht so offensichtlich ist, ist sie doch so bedrohlich. Das ist wie ein Virus oder eine unsichtbare Giftwolke, die sich langsam in deinen Körper frisst und dich von innen heraus zerstört."

Kein Entkommen!

Ein durchdringendes Geräusch riss Maggie aus ihren Erinnerungen. Es war derselbe Klagelaut wie vorhin, nur dass er jetzt viel deutlicher zu hören war. Maggie blieb stehen und lauschte. Nein, überlegte sie, ein Waldkauz war das nicht. Es klang eher wie ... Ja, genau: wie ein lautes Schluchzen. Irgendjemand schien hier ganz in der Nähe hemmungslos zu weinen.

In dem immer noch sehr dichten Nebel hatte das Geräusch etwas Unheimliches. Es klang fast, als hätte der Nebel selbst eine Stimme bekommen; als würde es sich bei den runzligen Eichenästen, die sich über ihr im Nichts verloren, in Wahrheit um die Arme von Klageweibern handeln, die ein dunkles Schicksal betraueren.

Etwas Feuchtes stieß gegen Maggies Finger. Es war Schampus, der sich mit seiner Schnauze in ihre Hand hineindrängte.

Sie beugte sich zu ihm herunter. "Ganz schön gruselig das Ganze, was?" fragte sie, indem sie über das weiche Kopffell strich.

Aber Schampus wandte sich von ihr ab, sobald er die Aufmerksamkeit seiner Herrin erstritten hatte. Laut bellend baute er sich ein paar Schritte von ihr entfernt vor einem abgebrochenen Ast auf, dem er nachzujagen gedachte.

"Schon überredet, du Schlingel", murmelte Maggie, indem sie sich nach dem Ast bückte. Schwungvoll schleuderte sie ihn in den Nebelschlund, von wo Schampus ihn bald wieder zu ihr zurücktrug.

Ein anschwellendes Dröhnen begann die Luft zu erfüllen. Vom nahen Luftwaffenstützpunkt waren mal wieder Kampffjets zu ihrem Räuber-und-Gendarm-Spiel aufgestiegen. Die Abfangjagd war so laut, dass sie alles andere übertönte.

Maggie tauchte wieder in ihre Erinnerungen ab. Sie musste an einen Tag denken, an dem sie zusammen mit Reinhard zu einer Anti-Windkraft-Demo in der nahen Stadt aufgebrochen war.

Alles war wie immer gewesen. Natürlich war der geplante Protestmarsch ein Thema gewesen, zumal dazu auch Initiativen aus anderen Teilen des Landes anreisen sollten. Aber sie hatten auch über ganz alltägliche Dinge geredet. Reinhard hatte von der Ma-

rotte seines Katers erzählt, seine Hausschuhe zu verschleppen und fauchend zu verteidigen, wenn er sie ihm wieder wegnehmen wollte. Und Maggie hatte, wenn sie sich recht erinnerte, von der Blüte der Magnolienbäume geschwärmt, die in dem Jahr besonders üppig ausgefallen war.

Dann aber, als sie gerade die Fußgängerzone durchquerten, war Reinhard urplötzlich verstummt. "Spürst du das auch?" hatte er sie gefragt, die Augen weit aufgerissen.

Maggie hatte ihn besorgt angesehen: "Was denn? Was soll ich spüren?"

"Na – die Windkraftanlagen!" hatte Reinhard geantwortet. "Den Infraschall. Spürst du denn nicht, wie die Wellen in deinen Körper eindringen?"

Von da an war Maggie klar gewesen, dass es Reinhard nicht nur um Infraschall ging, wenn er "Infraschall" sagte. Vielmehr war das Wort für ihn zum Inbegriff all dessen geworden, was die Windkraftanlagen mit ihm anrichteten. Es bezeichnete für ihn – auch wenn er sich dessen natürlich nicht bewusst war – nicht nur die tatsächlichen Auswirkungen des Infraschalls, sondern auch die Allgegenwart der Windkraft, die Tatsache, dass man ihr nirgends mehr entkommen konnte: nicht auf Reisen, nicht in den Medien, nicht in Gesprächen mit Freunden.

Nicht nur die Außenwelt, auch Reinhard's Innenleben war von der Windkraft geprägt. Sein gesamtes Fühlen und Denken war von ihr durchdrungen. Die ständige Beschäftigung mit etwas, das seinem Leben immer neue Grenzen setzte, ohne dass sein Kampf dagegen Früchte trug, zerfraß ihn innerlich in genau der Weise, wie er es von den Auswirkungen des Infraschalls behauptete.

So wurde "Infraschall" für Reinhard immer mehr zu einer fixen Idee. Es gab kein Gespräch, in dem er nicht irgendwann damit anfang. "Habt ihr schon von dem neuen kasachischen Experiment zum Infraschall gehört?" fragte er dann etwa. Oder: "Wusstet ihr eigentlich, dass Infraschall einen quasi seekrank machen kann?" Die meisten verdrehten nur noch die Augen, wenn Reinhard wieder mit dem Thema anfang. "Nicht schon wieder!" stöhnten sie, flüsternd zwar, aber doch so, dass Reinhard es mitbekommen musste.

Ein Selbstversuch

Maggie griff noch einmal nach dem nun schon ziemlich zugeschlackten Ast, den Schampus ihr schwanzwedelnd vor die Füße gelegt hatte. Während sie zu einem erneuten Weitwurf mit dem Mega-Stöckchen ausholte, dachte sie daran zurück, wie Reinhard seine verrückte Entscheidung bekanntgegeben hatte.

Sie sah noch dieses triumphierende Lächeln vor sich, das sein ganzes Gesicht überstrahlte, als er die anderen mit seinem Entschluss konfrontierte. "Nur dass ihr's wisst: Ich werde meinen Körper der Wissenschaft zur Verfügung stellen", hatte er, die erstaunten Blicken seiner Mitstreiter genießend, verkündet.

"Was soll das heißen?" hatte Mirko ihn spöttisch gefragt. "Willst du dich als Anschauungsobjekt für angehende Mediziner zur Verfügung stellen? Sollen deine Organe in Spiritus eingelegt werden, um künftigen Generationen von deiner Naschleidenschaft zu künden?"

Den kleinen Hinweis auf seine Schokoladensucht übergang Reinhard geflissentlich. "Nein, falsch geraten", konterte er trocken.

"'Versuchsmaterial' trifft es vielleicht noch am ehesten." Er weitete sich noch einmal an dem Unverständnis der anderen, dann präzierte er: "Ich habe mich gestern von meinem Hausarzt vollständig durchchecken lassen. Als Vorbereitung für mein Projekt. Denn ab morgen werde ich für ein halbes Jahr unter den Windrädern da leben."

Er wies aus dem Fenster, auf den Hügel, wo die Rotorblätter der Windkraftanlagen in der Sonne glitzerten. "Im Herbst werde ich mich dann", fuhr er fort, "noch einmal eingehend untersuchen lassen. So bekommen wir eine fundierte Aussage darüber, welche Auswirkungen der Infraschall auf den menschlichen Körper hat."

Die anderen sahen ihn noch immer befremdet an. Monika fing sich als Erste wieder. "Ehrlich gesagt – dein Experiment kommt mir nicht gerade sehr fundiert vor!" mäkelte sie. "Selbst wenn sich nach dem halben Jahr gesundheitliche Schäden bei dir feststellen lassen, muss das doch nicht heißen, dass die auf den Infraschall zurückzuführen sind. Die Schäden können doch auch ganz einfach dadurch entstehen, dass die Situation für dich psychisch belastend ist; dass du ständig daran denkst, welchen Schaden du durch die Anlagen nehmen kannst; dass das einfach kein schönes Leben ist."

Auch Mirko versuchte, Reinhard von seinem Entschluss abzubringen. "Außerdem beweist es rein gar nichts, wenn ein Einzelner von einem Leben unter Windkraftanlagen Gesundheitsschäden davonträgt", wandte er ein. "Dafür müsste man eine viel größere Gruppe von Versuchspersonen haben. Und dann ist es ja auch ganz unrealistisch, so nahe bei Windkraftanlagen zu leben. Das Problem ist doch gerade, dass man auch Schaden nehmen kann,

wenn man weiter entfernt wohnt von den Dingen. Zumindest bräuchte man aber noch eine Kontrollgruppe, die ..."

"Mein Gott, seid ihr spitzfindig!" beschwerte sich Reinhard. Nun war das Lächeln aus seinem Gesicht gewichen. "Was ich vorhabe, ist doch kein wissenschaftliches Experiment! Es geht mir lediglich darum, mit meinem eigenen Körper Ergebnisse aus Tierversuchen zu bestätigen. Ein Weckruf soll das sein, etwas, das wachrütteln soll! Vielleicht bekommt das Thema so auch endlich mehr mediale Aufmerksamkeit."

Alle Versuche, Reinhard von seinem Vorhaben abzubringen, schlugen fehl. Der Einwand, die Medien würden sich kaum für einen alten Mann interessieren, der unter einem Windrad campiert, prallte schlicht an ihm ab. Schon am nächsten Morgen schlug er sein Zelt unter den Windkraftanlagen auf, fest entschlossen, dort bis zum nächsten Herbst auszuharren.

Klagelaute

Maggie seufzte. Hatten sie Reinhard durch ihre abwiegelnde Haltung beim Thema Infraschall am Ende ungewollt in seinem Plan bestärkt? Schließlich hatte er ja mit dem, was er sagte, nicht Unrecht. Nur die Art, wie er es sagte, seine Fixierung auf diesen einen Aspekt, die Aufblähung der Problematik zu einer unsichtbaren Bedrohung, wie bei einem hinterhältigen Angriff von Aliens auf die Erde – das alles war bei den anderen eben auf Ablehnung gestoßen.

Dennoch plagte sie nach Reinhard's radikalem Schritt alle ein schlechtes Gewissen. Insgeheim gab sich jeder selbst die Schuld daran, dass ihr Mitstreiter seine Tage nun in einem Zelt unter ei-

ner der von ihnen allen so gehassten Windkraftanlagen verbrachte.

Deshalb hatten sie verabredet, Reinhard bei seiner Aktion – so skeptisch sie sie auch sahen – zu unterstützen. Reihum besuchten sie ihn an seinem neuen "Wohnort", um ihm Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs zu bringen. Denn Reinhard hatte ja geschworen, sich während der nächsten sechs Monate nicht von der Stelle zu rühren. Immerhin, dachte Maggie erleichtert, war das halbe Jahr mittlerweile fast um.

Der Weg, der die ganze Zeit über leicht angestiegen war, mündete nun in eine kleine Kurve. Danach folgte ein letzter, kurzer Anstieg, der direkt auf die Hügelkuppe führte.

Das Dröhnen der Kampjets über ihrem Kopf war inzwischen wieder abgeebbt. So konnte Maggie die Schläge der Windkraftflügel, ihr unerbittliches Zerteilen der Luft, nun deutlich hören. Das stampfende Geräusch war durchsetzt von den merkwürdigen Klagelauten, die jetzt ebenfalls klar als Schluchzen zu erkennen waren.

Maggie hielt kurz inne und lauschte. Tatsächlich: Das Schluchzen kam hier ganz aus der Nähe, von der Hügelkuppe, genau von der Stelle, wo Reinhard sein Lager aufgeschlagen hatte. Aber diese Stimme ... Das war doch nicht Reinhard ... Es hörte sich eher nach einer weiblichen Stimme an, einer Stimme, die ihr auch irgendwie bekannt vorkam ... Aber im Weinen zerfloss die Stimme eben, es war schwer, dahinter eine bestimmte Person zu erkennen.

Beunruhigt beschleunigte Maggie ihren Schritt. Auch Schampus hatte wieder seine Hab-acht-Haltung eingenommen. Als seine Herrin weiterging, wich er nicht von ihrer Seite.

Kurz bevor sie die Anhöhe erreichte, erkannte Maggie in der Nähe von Reinhard's Zelt eine Gestalt. Anfangs konnte sie noch nicht genau ausmachen, um wen es sich dabei handelte – nur dass es nicht Reinhard sein konnte, war ihr sofort klar. Dafür war die Person viel zu zierlich.

Noch ein paar Schritte, dann konnte sie die Sonnenblumen auf der roten Jacke der Gestalt unterscheiden. Damit war klar: Es konnte sich nur um Monika handeln. Aber was machte die bei Reinhard? Und warum weinte sie?

"Monika!" rief sie, als sie in Hörweite ihrer Freundin angekommen war. "Um Gottes willen – was ist denn los?"

Noch ehe Monika ihr antworten konnte, sah sie selbst, was passiert war. Oder vielmehr: Aus dem Schluchzen ihrer Freundin und dem Bild, das sich ihren Augen darbot, setzte sich eine Ahnung des Furchtbaren zusammen, das geschehen sein musste.

"Er ist tot, Maggie", murmelte Monika mit tonloser Stimme. "Tot!"

Alles in Maggie sperrte sich dagegen, das Unglaubliche zu glauben. "Aber ... das kann doch nicht sein ... Ich war ja gestern noch bei ihm. Er kann doch nicht von einem Tag zum andern ..."

Sie merkte selbst, dass sie nur unsinnige, zusammenhanglose Sätze von sich gab. Also verstummte sie und nahm die weinende Monika in den Arm, während ihr selbst die Tränen kamen.

Auf den ersten Blick hätte sie vielleicht gar nicht bemerkt, dass Reinhard nicht mehr am Leben war. Natürlich war ihr sofort aufgefallen, dass er trotz des Nebels nicht in seinem Zelt, sondern ein paar Meter daneben lag. Seine Haltung aber ließ keineswegs auf einen plötzlichen Herzschlag, eine überfallartige Begegnung mit dem Tod, schließen.

Er wirkte eher wie jemand, der nach einem schweren Alptraum wieder eingeschlafen war. Sein Gesicht war halb abgewandt von Maggie. Nur den unteren Teil konnte sie deutlich erkennen. Da der Kopf zur Seite gesackt war, hing die Zunge halb aus dem Mund.

Maggie schloss für einen Moment die Augen. Wenn Monika sich nicht zu einem Überraschungsbesuch bei Reinhard aufgemacht hatte, schoss es ihr durch den Kopf, wäre sie selbst diejenige gewesen, die ihn gefunden hätte. Sie schloss die Arme noch fester um Monika. Einer solchen Situation ganz allein ausgeliefert zu sein, war sicher noch schwerer zu ertragen.

"Das ist alles nur unsere Schuld", flüsterte Monika, nachdem sie sich, von Maggie gestreichelt, allmählich ein wenig beruhigt hatte. "Hätten wir bloß auf ihn gehört! Hätten wir seine Warnungen vor dem Infraschall nur ernst genommen! So haben wir ihn doch geradezu in dieses selbstmörderische Abenteuer getrieben."

Sie schluchzte wieder. Maggie strich ihr tröstend über den Kopf. Eine Zeit lang war nichts zu hören als das hektische Pulsieren der Rotoren. Dann wandte Maggie ein: "Du weißt schon, dass das so nicht ganz stimmt, oder? Diese Aktion hier war ganz allein Reinhard's Idee. Wir haben doch mit vereinten Kräften versucht, ihn davon abzuhalten! Und woran er gestorben ist, können wir jetzt auch noch nicht wissen."

Monika sah sie aus verheulten Augen an. "Doch", beharrte sie, "ich weiß es. Der Infraschall hat ihn umgebracht. Ob es nun die Angst vor dem Infraschall war oder der Infraschall selbst – was spielt das jetzt noch für eine Rolle?"

Sie holte ihr Smartphone aus der Tasche, wischte ein paar Mal über das Display, dann hielt sie es Maggie hin. "Da", bemerkte sie kurz, "das ist die Realität!"

Maggie griff nach dem Smartphone und schirmte es mit der Hand gegen das diffuse Nebellicht ab. Was sie sah, war ein Facebook-Post von Monika: ein Foto des toten Reinhard vor den Windkraftanlagen, eingerahmt von den Worten: "Infraschall tötet! R.I.P. Reinhard!"

"Ich denke, das sind wir ihm schuldig", erklärte Monika, als Maggie sie befremdet ansah. "So hat sein Tod wenigstens einen Sinn – wenn er schon im Leben mit seinem Kampf gescheitert ist."

Pietätlos

Maggie sagte nichts – sie wollte Monika nicht verletzen, nicht mit ihr streiten. Nicht jetzt, nicht hier, in dieser Situation. Das wäre ihr pietätlos erschienen. Als ebenso pietätlos empfand sie es allerdings, Reinhard's toten Körper als Propagandaobjekt zu missbrauchen.

Ob das wirklich in seinem Sinne gewesen wäre? Und schadete eine solche Geschmacklosigkeit ihrem Kampf nicht sogar – erst recht, wenn sich herausstellen sollte, dass der Infraschall gar nichts mit Reinhard's Tod zu tun hatte?

Schampus stupste sie von der Seite an. Er hatte zunächst vorsichtig die Witterung des Todes aufgenommen, dann war er dazu übergegangen, in das Wimmern seines Frauchens und der fremden Frau einzustimmen. "Ja, ist ja gut", beruhigte Maggie ihn, indem sie ihn tätschelte, "ist ja gut ..."

Dabei wusste sie natürlich, dass nichts "gut" war. Wie sollten sie nun weitermachen? War Reinhard's Tod nicht eine Zäsur, durch die sich – in welcher Weise auch immer – alles verändern würde? Welche Eigendynamik würde der unglückselige Facebook-Post von Monika entfalten? Und wie sollten sie Reinhard's Kindern erklären, was vorgefallen war?

Das Geräusch eines näher kommenden Autos setzte ihren Überlegungen ein Ende. In ihrer Verzweiflung hatte Monika zunächst einen Krankenwagen gerufen. Es war ein letzter Versuch gewesen, sich gegen die Endgültigkeit des Todes zu stemmen.

Andererseits musste dieser aber auch offiziell festgestellt werden, die Todesursache musste abgeklärt, ein Totenschein ausgestellt, der Tote ordnungsgemäß abtransportiert werden. Die Bürokratie verlangte auch in einer solchen Situation ihr Recht.

Zwei Sanitäter stiegen aus dem Krankenwagen, gefolgt von einem Notarzt. Alle drei waren noch verhältnismäßig jung, höchstens Mitte dreißig, einer vielleicht auch erst Mitte zwanzig, schätzte Maggie. Der Notarzt und der jüngere Sanitäter hatten eine ausgesprochen asketische Statur, der ältere der beiden Sanitäter wirkte eher bullig.

"Ist das der Herzinfarkt?" fragte der Notarzt, auf den toten Reinhard deutend.

Monika nickte.

"Und Sie haben angerufen, nehme ich mal an?" ergänzte er, während er an Monika und Maggie vorbei auf den Verunglückten zuing.

"Ja", bestätigte Monika, "ich war mir einfach unsicher, und da dachte ich, es wäre besser ..."

"Ganz klar – Exitus", diagnostizierte der Notarzt, ohne auf Monikas Worte zu achten. "Da können wir nichts mehr machen. Der ist ja schon vor mindestens sechs Stunden abgetreten."

Er wandte sich zu Monika um. "Und Sie tippen also auf Herzinfarkt, Frau Kollegin?" fragte er spöttisch.

"Na ja, ich dachte eben ... weil er doch so plötzlich gestorben ist ...", entgegnete Monika verunsichert. "Außerdem hat er schon seit fast einem halben Jahr hier unter den Windrädern campiert. Und weil der Infraschall doch das Herz schädigt ..."

"Na, dann wird unser Land ja bald ausgestorben sein", witzelte der bullige der beiden Sanitäter.

"Soll ich den Totenschein vorbereiten?" fragte der andere Sanitäter.

"Lass mal", winkte der Notarzt ab. "Ich denke, die Leiche sollte besser noch obduziert werden. Man kann ja nie wissen ..."

"Komm, wir rauchen erst mal eine", schlug der Bullige, an seinen Kollegen gewandt, vor. "Ich bin noch ganz durchgeschüttelt von dem Ritt über die Buckelpiste."

Sie zündeten sich eine Zigarette an und pafften schweigend vor sich hin. In schwerelosen Prozessionen schlängelten sich die Rauchsäulen den Windrädern entgegen, hinter denen allmählich die Sonne durch den Nebel brach. Flimmernd legte sich ihr Licht auf den Flickflack der Rotorblätter, die es in einen Blitzeregen zerteilten und als Funkensplitter zu Boden warfen.

4. Unter Mordverdacht

Ein unerwarteter Zwischenfall bei Anti-Windkraft-Protesten bringt Energieminister Heimenross in Bedrängnis. Glücklicherweise weiß ein Mitarbeiter der Firma StarWind Rat.



Eine Sondersendung

Alfons Heimenross war mit sich und der Welt zufrieden. Genüsslich streckte er sich auf seinem Fernsehsessel aus. Er hatte sich sogar eine Flasche von seinem Lieblingsrotwein genehmigt – was er sonst nur in Stunden trauester Zweisamkeit mit einer seiner Bewunderinnen tat.

Ja, das war jetzt eine Nachrichtensendung nach seinem Geschmack. Besser hätte man den Beitrag nicht gestalten können! Vor allem der Rahmen gefiel ihm. Einstieg in den Beitrag: eine Großaufnahme von – Alfons Heimenross! Problemaufriss, politische Einordnung, Warnung vor den Radikalen durch: Alfons Heimenross! Abschluss des Beitrags: eine Großaufnahme von – Alfons Heimenross! Urteilsspruch, mahnende Worte, verbunden mit einem Aufruf zur Wahrung des sozialen Friedens. Perfekt!

Er goss sich den Rest der Flasche in sein Glas und genehmigte sich noch einen großen Schluck. Jetzt waren die Dinge wieder ins Lot gerückt! Jetzt hatte er die Deutungshoheit zurückgewonnen!

Dabei hatte noch nicht einmal 24 Stunden zuvor alles ganz anders ausgesehen. Da war er, erschöpft von dem ewigen parlamentarischen Kleinkrieg, müde aufs Sofa gesunken und hatte auf die Fernbedienung gedrückt. Endlich abschalten, auf andere Gedanken kommen, sich treiben lassen ...

Und was musste er da sehen? Irgend so ein übereifriger Bedenkenträger hatte doch tatsächlich den Fall dieses bekloppten Opas, der unter einem Windpark gestorben war, zu einer Sonder-sendung aufgeblasen. Und das zur besten Sendezeit, gleich nach den Hauptnachrichten!

Klar, er war auf die Geschichte schon im Parlament angesprochen worden. Da aber hatte er der Angelegenheit keine Bedeutung beigemessen. Gewisse Kollegen pflegen ja noch den kleinsten Fleck auf dem Hemd des politischen Gegners mit der Lupe anzuschauen. Wenn er sich darüber jedes Mal Gedanken machen würde, hätte er schon längst von der politischen Bühne abtreten müssen! So etwas hält das stärkste Herz nicht aus.

Nun jedoch, nachdem das Fernsehen den Vorfall künstlich aufgebläht hatte, war er natürlich gezwungen, sich mit der Sache zu beschäftigen. Es war unerträglich, wie diese Fernseh-Schaumschläger das Thema angingen! In einer Talkrunde durften angebliche Experten und vermeintlich Betroffene auf einmal all die abenteuerlichen Theorien verbreiten, über die bis dahin aus gutem Grund nicht berichtet worden war.

"... kann es infolge von Infraschall durchaus zu krankhaften Veränderungen des Herzmuskelgewebes kommen", hörte er einen dieser neunmalklugen Forscher mit den graumelierten Haaren und der obligatorischen Schlaumeierbrille dozieren. "Und unsere Studien haben gezeigt, dass das durchaus auch Herzrhythmusstörungen nach sich ziehen kann."

"Sie halten also die These, dass Windräder das Herz schädigen können, für plausibel?" hakte die Moderatorin nach. Es war dieselbe, die kürzlich mit ihm durch die Casting-Show zur "Energiereichen Kunst" geführt hatte. So eine Fernsehure, dachte Heimenross bitter. Diese Leute machen doch alles, wenn nur die Quote stimmt!

"So pauschal kann man das sicher nicht sagen", stellte der Experte klar. "Klar ist aber, dass Windräder Infraschall emittieren und dass Infraschall – je nachdem, wie stark er ist und wie lange man ihm ausgesetzt ist – auf die Dauer zu Herzproblemen führen kann."

"Genau das trifft doch aber auf den Fall, den wir hier diskutieren, zu", schlussfolgerte die Moderatorin. "Dann kann man doch wohl sagen, dass wir es hier mit einem Opfer der Windenergie zu tun haben."

Der Experte wiegelte abermals ab. "Nein, dafür ist es zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch zu früh. Wir müssen erst den vollständigen Untersuchungsbericht abwarten. Ohne den Kollegen vorgreifen zu wollen, gehe ich aber davon aus, dass dabei eine multifaktorielle Kausalkette diagnostiziert werden wird."

"Das müssen Sie näher erläutern", bat die Moderatorin.

"Nun, jemand, der ein schwaches Herz oder andere gesundheitliche Probleme hat, steht natürlich eher in der Gefahr, durch Infraschall Schaden zu nehmen", erläuterte der Experte. "In so einem Fall ist dann sicher auch Vorsicht angeraten."

Die Moderatorin blickte kurz in Richtung Kamera. Anscheinend bekam sie gerade ein Zeichen der Regie. "Vielleicht könnten Sie einmal ein paar konkrete Vorsichtsmaßnahmen aufzählen", schlug sie vor.

Der Experte nahm einen Schluck von dem Wasser, das vor ihm auf dem Tisch stand. "Das ist gar nicht so einfach", sagte er dann bedächtig. "Das Problem ist, dass Infraschall sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass er unterhalb der menschlichen Wahrnehmungsschwelle liegt. Wir merken also oft gar nicht, dass und wie wir durch ihn geschädigt werden. Es ist aber sicher keine gute Idee, mit einem schwachen Herzen monatelang unter einem Windpark zu campieren."

Erbost schaltete Heimenross den Fernseher aus. Auch wenn der Experte das Geschehen relativierte und den Vorfall eher herunterspielte, gefiel ihm doch die ganze Tendenz der Sendung nicht. Schon der Titel war in seinen Augen verräterisch: "Gesundheitsgefahren durch Windräder?" Das suggerierte doch bereits, dass Windräder schädliche Auswirkungen auf die Gesundheit haben könnten! Und eine solche Unterstellung war nun einmal, fand

Heimenross, angesichts der enormen Bedeutung der Windenergie für die Gesellschaft, ja, für den ganzen Planeten, völlig unverantwortlich!

Lazerov

Heimenross griff nach seinem Smartphone und scrollte durch das Nummernverzeichnis. Glücklicherweise kannte er den verantwortlichen Redakteur. Dem würde er jetzt mal den Marsch blasen!

"Sag mal", blaffte er ins Handy, sobald sich jemand meldete, "ich seh' hier gerade eure Sondersendung – was habt ihr euch denn dabei gedacht? Bei unserer Besprechung neulich hatten wir doch was ganz anderes vereinbart! Warum hast du mich denn nicht wenigstens vorher angerufen? Ich hätte euch schon ..."

"Entschuldigung", fragte eine weibliche Stimme, "mit wem spreche ich bitte?"

Heimenross stutzte: Hatte er sich etwa verwählt?

Wie sich herausstellte, war aber nur sein Kontaktmann beim Sender gerade nicht erreichbar. Deshalb hatte sich eine andere Mitarbeiterin gemeldet. Diese faselte etwas von sozialen Medien, Flashmob, öffentlichem Druck und Informationspflicht und beendete dann ziemlich abrupt das Gespräch.

Heimenross kochte innerlich. So war er schon lange nicht mehr abserviert worden! Jetzt konnte nur noch Grienbaum helfen. Immerhin hatte er ja erst kürzlich einen exklusiven Beratervertrag mit der Firma StarWind abgeschlossen. Da konnte er auch erwarten, dass der Geschäftsführer ihm in einer solchen Situation zur Seite stand – ganz egal, wie spät es war!

Er scrollte sich gerade wieder durch seine Kontaktliste, als sein Smartphone zu summen begann – er hatte es während der Parlamentsdebatte auf leise gestellt. Heimenross blickte auf das Display: Es war Grienbaum!

Der StarWind-Chef hielt sich nicht mit langen Vorreden auf. Von dem Aufruhr in den sozialen Medien wegen des Todesfalls unter den Windrädern habe er doch, vergewisserte er sich, schon gehört? Gut, dann sei ihm sicher auch klar, dass man in der Angelegenheit etwas unternehmen müsse. Er hätte da auch schon eine Idee ...

Kurz darauf klingelte es bei Heimenross an der Tür. Davor stand ein drahtiger Mann, der sich ihm als "Lazerov, Chef des Sicherheitsdienstes von StarWind", vorstellte. In der Hand hielt er eine bauchige Tasche, die entfernt an einen Arztkoffer erinnerte.

Lazerov ... Ob das wohl auf osteuropäische Wurzeln schließen ließ? mutmaßte Heimenross. Tatsächlich hätte etwas KGB-Knowhow ihm jetzt ganz nützlich sein können. Und hatte Grienbaum ihm nicht erzählt, dass sie für die Security-Abteilung, die im Zuge der Firmenerweiterung aufgebaut worden war, Spitzenkräfte aus aller Welt rekrutiert hatten?

Dennoch war der Mann ihm auf den ersten Blick eher unangenehm, um nicht zu sagen unheimlich. Das fing schon mit der Art an, wie er einem die Hand gab. Der anfangs schlaffe Händedruck ging unvermittelt in ein festes, fast schmerzhaftes Zupacken über. Unwillkürlich musste Heimenross an Zecken denken – an ihre Eigenart, zunächst auf der Haut ihres Opfers herumzukrabbeln, um eine geeignete Stelle für ihren blutlüsternen Biss auszukundschaften.

Im Unterschied zu Grienbaum, der sich stets um ein distinguiertes Auftreten bemühte, legte Lazerov zudem, trotz seines noblen Designeranzugs, ein ausgesprochen ungehobeltes Benehmen an den Tag. Er stürmte einfach an Heimenross vorbei in dessen Wohnung, stellte seine Tasche ab und fläzte sich unaufgefordert irgendwohin – und zwar ausgerechnet auf den Sessel, wo bislang der Heimgesuchte selbst gesessen hatte. Das hatte fast etwas Überfallartiges. Befremdet sah Heimenross dem ungewöhnlichen Verhalten zu, sagte aber nichts. Schließlich war er auf den Mann angewiesen.

Immerhin machte dieser Lazerov einen äußerst tatkräftigen Eindruck. "Okay, Alfons", gab er die Marschroute vor, "dann lass uns das Ganze am besten erst mal sortieren. Also – was haben wir?" Heimenross versuchte, auf den kumpelhaften Ton einzugehen. "Prima Idee", sagte er betont jovial, "fangen wir mit einem Brainstorming an. Mache ich auch öfters! Möchten Sie, das heißt: möchtest du etwas trinken, Laze ... Entschuldigung: Wie war noch einmal dein Vorname?"

Der andere sah ihn an, als verstünde er die Frage nicht. "Laze ... Ja, Laze ist in Ordnung", sagte er dann. "Nenn mich ruhig Laze. Und trinken möchte ich nichts."

Laze ... Es müsste doch wohl eher "Lasse" heißen, dachte Heimenross. "Lasse Lazerov" klang ja auch recht gut. Wahrscheinlich hatte er ihn falsch verstanden. "Also, Lasse", begann er, ohne dass der andere auf die Aussprache des Namens achtete, "es dreht sich um Folgendes ..."

Während er das Geschehen aus seiner Sicht schilderte, holte Lazerov etwas aus seiner Tasche, das für Heimenross wie ein Diktiergerät aussah. Wollte er das Gespräch etwa aufzeichnen? Aber

welchen Sinn sollte das haben? Und hätte er dafür nicht wenigstens vorher um Erlaubnis fragen können?

Zunehmend verärgert sah Heimenross zu, wie der andere an dem kleinen Gerät herumdrehte. Er hatte Schwierigkeiten, sich auf seinen Bericht zu konzentrieren. Ohne den Blick in die Augen seines Gegenübers hatte er das Gefühl, mit sich selbst zu sprechen. Außerdem irritierte ihn der stoppelhaarige Schädel, den Lazerov ihm zuwandte, während er das Gerät installierte. Denn unter dem blonden Bürstenhaarschnitt schien eine Art Tattoo zu schimmern, etwas, das für Heimenross wie ein Dreieck aus gezackten Blitzen aussah. In dem diffusen Licht des Deckenstrahlers wirkten die Blitze wie der bebende Rand eines Kraters, aus dem im nächsten Augenblicke ein Vulkan seine Lavafontänen schleudern würde.

Heimenross fühlte sich zunehmend verunsichert. Er stockte, er verhaspelte sich, verlor den Faden ... Es war, als hätte er nie einen Rhetorik-Coach gehabt. Dabei ließ er sich das Rhetorik-Training einiges kosten!

Lazerov allerdings störte sich nicht im Geringsten an den im Niemandsland endenden Sätzen und den fehlenden Brücken zwischen den Worten. Nur wenn Heimenross eine Pause einlegte, sah er kurz von dem merkwürdigen kleinen Gerät auf und justierte es neu, sobald der Redefluss wieder einsetzte.

"Fertig?" fragte er schließlich, als Heimenross endgültig verstummte.

"Nun ja", war die achselzuckende Antwort, "ich habe ja eigentlich von der ganzen Angelegenheit nur am Rande etwas mitbekommen – und auch das nur aus zweiter Hand. In Gesprächen mit den

Kollegen im Parlament, und dann eben abends, am Fernseher, als ich ..."

"Gut, dann kann's jetzt ja losgehen", fiel Lazerov ihm ins Wort. Damit holte er ein Tablet aus der Tasche und stellte das merkwürdige kleine Gerät daneben. Dann berührte er beide Utensilien beiläufig mit der Hand und lehnte sich schließlich in seinem Sessel zurück.

Der Informationsverdichter

Jetzt wurde es Heimenross doch zu bunt! Da der andere es offenbar nicht für nötig hielt, ihn in sein Tun einzuweihen, erhob er sich kurzerhand von seinem Platz und stellte sich hinter Lazerov. Auf diese Weise würde er, so hoffte er, mit eigenen Augen verfolgen können, was hier eigentlich gespielt wurde. Am Ende verulkte dieses maulfaule Muskelpaket ihn sogar und widmete sich in Wahrheit nur irgendeinem Computerspiel!

Was er sah, machte das seltsame Treiben für ihn allerdings auch nicht durchsichtiger. Auf dem Tablet huschten in rascher Folge Bilder und Dokumente vorbei, die – so viel verstand Heimenross immerhin – in irgendeiner Verbindung mit dem Geschehen rund um den Windrad-Toten standen: Fernsehberichte, Polizeiprotokolle, Stellungnahmen von Verbänden und Parteien, ein ärztliches Bulletin, eine Katasterkarte für das Gebiet rund um den Windpark ... Aber was sollte es bringen, das alles einfach an sich vorbeirauschen zu lassen?

Um nicht nur dumm herumzustehen, fragte er schließlich: "Was ist das da neben dem Tablet eigentlich für ein Gerät?"

"Ein Informationsverdichter", erwiderte Lazerov, ohne die Augen von dem Tablet abzuwenden.

Eine Erklärung, die nichts erklärte – Heimenross wollte gerade noch einmal nachhaken, da erschien auf dem Bild eine Namensliste, die seine Frage von selbst beantwortete. Offenbar hatte der "Informationsverdichter" all das miteinander verbunden und analysiert, was er durch die elektronische Recherche, den Bericht von Heimenross und wohl auch aus dem einleitenden Strategieggespräch bei StarWind hatte aufsaugen können.

Das Ergebnis war eine Liste jener Personen, die für eine Einflussnahme auf die weitere Entwicklung des Geschehens besonders vielversprechend erschienen. Dabei handelte es sich fast ausschließlich um Mitglieder einer lokalen Anti-Windkraft-Initiative. Zwei der Namen leuchteten rot auf. Laut Analyse des "Informationsverdichters" waren die entsprechenden Personen offenbar für den bisherigen Verlauf und den Fortgang der Ereignisse von zentraler Bedeutung.

"Margarete, genannt 'Maggie' Rode und Monika Günter", las Lazerov vor. "Kennst du die?"

Heimenross schüttelte den Kopf. "Nein, nie gehört. Wer soll das sein?"

Statt einer Antwort klickte Lazerov die Namen an. Daraufhin gingen auf dem Tablet mehrere Fenster auf, in denen die beiden Frauen jeweils gemeinsam zu sehen waren. Lazerov wischte flüchtig mit der Hand über das Tablet. Bilder flackerten an Heimenross' Augen vorbei, die schon wieder verschwunden waren, kaum dass sie seine Wahrnehmung gestreift hatten.

Am Ende ließ Lazerov ein Bild in voller Größe auf dem Tablet erscheinen. Es zeigte die beiden Frauen an einem nebligen Tag, wie

sie unter einem Windrad kauerten. Eine der Frauen hielt die andere im Arm, anscheinend in der Absicht, sie zu trösten. Daneben lag ein Mann reglos auf der nackten Erde.

Heimenross begriff, dass dies eine Aufnahme eben jenes Vorfalls war, um den es in den sozialen Medien einen solchen Hype gegeben hatte. Es wirkte wie ein aus großer Höhe aufgenommenes Bild, das anschließend künstlich vergrößert worden war. Aber wie war Lazerov an das Bild herangekommen? Soweit Heimenross wusste, gab es doch gar keine Aufnahmen von dem Ort des Geschehens.

"Hast du eine davon schon mal gesehen?" fragte Lazerov, den Blick starr auf das Tablet gerichtet.

Als Heimenross erneut verneinte, ging Lazerov zurück zu der Namensliste. Dieses Mal klickte er die beiden hervorgehobenen Namen einzeln an, woraufhin auf dem Tablet jeweils alle möglichen Informationen zu "Margarete 'Maggie' Rode" und "Monika Günter" erschienen: Adresse, Beruf, Arbeitsplatz, Kontostand, Kreditwürdigkeit, aktuelle Anrufliste des Handys, Kontakte, Krankheiten, sexuelle Orientierung, Sexualpartner, Urlaubsreisen, Hobbys, politische Überzeugungen ...

Lazerov rief die Adresse von Monika Günter auf. Sogleich war auf dem Tablet eine Art Street-View-Bild des dazugehörigen Wohnumfelds zu sehen. Monika Günter wohnte in einem fünfstöckigen Wohnblock in der Stadt, in einer Seitenstraße mit wenig Verkehr.

"Ungünstig", grummelte Lazerov. "Dann wollen wir mal schauen, wie die andere Dame wohnt."

Er klickte die Adresse von "Margarete Rode" an. Abermals baute sich ein Street-View-Bild auf dem Tablet auf. "Schon besser", stellte Lazerov fest.

Heimenross verstand nicht recht, was Lazerov damit meinte. Was er sah, war ein x-beliebiges altes Häuschen auf dem Land. Etwas abseits gelegen, mit bunten Rolläden und einem halb verwilderten Garten, in dem hier und da eine grünspanüberzogene Tonfigur aus dem Unkraut ragte. Ihm hatte der andere Wohnort besser gefallen.

Lazerov zoomte das Haus näher heran, immer näher, bis eines der Fenster mit den Häkelgardinen in Großaufnahme zu sehen war. Noch ein Klick, und sie standen plötzlich, so wirkte es zumindest auf Heimenross, mitten in der Wohnung.

Ein ungleiches Spiel

Der Security-Chef spielte wieder mit dem Gerät herum, das er "Informationsverdichter" nannte. Irgendwie gelang es ihm dadurch, ihnen einen virtuellen Spaziergang durch die fremde Wohnung zu ermöglichen. Als hätten sie jemanden mit einer Kamera in das Haus geschickt, konnten sie in aller Ruhe die Räumlichkeiten inspizieren. Keine noch so versteckte Ecke war vor dem Blick der geheimen Kamera sicher.

"Ah, sie hat einen Hund", murmelte Lazerov vor sich hin, "darauf müssen wir achten ... Aber im Großen und Ganzen ist das perfekt."

Er rief die Handydaten der beiden Frauen auf und klickte auf "Monika Günter". Heimenross sah, wie auf dem Tablet eine Art Screenshot des Smartphone-Displays erschien. Lazerov ging auf

"Kontakte", dann auf "Maggie", und tippte eine Kurznachricht: "Muss dich dringend treffen. Kann am Telefon nicht sprechen. Komm am besten gleich vorbei. Monika." Einen Augenblick später war die Nachricht auf dem Weg zu der Frau, die sich "Maggie" nannte.

Lazerov rief wieder die Street-View-Ansicht des Bauernhäuschens auf. Und tatsächlich: Keine fünf Minuten später öffnete sich die Tür, ein Lichtschein fiel nach draußen, und in diesem war deutlich die Bewohnerin des Hauses zu erkennen. Offenbar hatte "Maggie" die vermeintliche Nachricht von Monika erhalten. Sie tätschelte ihrem Hund, der sie offenbar gerne begleitet hätte, entschuldigend den Kopf, dann schloss sie die Tür und verschwand in der Nacht.

Zum ersten Mal bemerkte Heimenross die Andeutung eines Lächelns auf Lazerovs Gesicht. Vielleicht war es aber auch nur ein Gesichtszucken, das der Anspannung geschuldet war. Denn es war nur der linke Mundwinkel, der sich zu einem Lächeln zu verziehen schien.

"So", murmelte der seltsame Besucher. "Das Spiel kann beginnen."

Er wandte sich zu Heimenross um: "Einer von uns muss jetzt in die Pathologie, der andere muss in das Haus da rein." Er wies auf das Bauernhaus, das immer noch auf dem Tablet zu sehen war. "Was willst du lieber machen?"

Heimenross runzelte die Stirn. Er verstand rein gar nichts. "Ich weiß nicht, was ...", stotterte er. "Warum sollten wir denn ...?"

"Für lange Erklärungen ist jetzt keine Zeit", wies Lazerov ihn zu recht. Ernst fügte er hinzu: "Wenn wir nicht sofort handeln, ist alles in Gefahr, was du mit StarWind in den vergangenen Jahren

aufgebaut hast. Also, was willst du: diskutieren oder die Welt retten?"

"Schon gut", gab Heimenross nach. Er überlegte einen Augenblick: "Pathologie" klang weit ungemütlicher als ein Besuch in einem Bauernhaus ... "Ich nehme das Haus", sagte er daher kurz entschlossen. "Und was soll ich da machen?"

Lazerov griff in seine Tasche und zog einen kleinen, länglichen Gegenstand heraus. "Okay, pass auf", erläuterte er. "Diese Schachtel hier musst du irgendwo im Haus deponieren. Such dir einen verborgenen Ort aus, eine Stelle, die du selbst als Versteck wählen würdest, wenn das dein Haus wäre. Und lass das Ding bloß nicht runterfallen. Das könnte ziemlich böse enden für dich!"

Heimenross war die Sache im höchsten Maße suspekt: Wurde hier tatsächlich von ihm verlangt, in ein Haus einzubrechen? Angesichts der dramatischen Worte, mit denen Lazerov die Situation geschildert hatte, fragte er aber nur kleinlaut: "Und wie soll ich in das Haus reinkommen?"

Lazerov öffnete wieder das Street-View-Programm und startete einen virtuellen Rundgang um das Haus. Vor einer Gartentür stoppte er die Kamerafahrt und wies mit dem Kopf auf das Bild: "Hier, bitte – die Dame pflegt ein sehr offenes Verhältnis zu ihrer Umwelt."

Als Lazerov das Bild vergrößerte, erkannte auch Heimenross: Die Tür war nur angelehnt. Hier kam tatsächlich jeder rein. "Verstanden", nickte er. Während der StarWind-Mitarbeiter seine Sachen zusammenpackte, schob er noch hinterher: "Und was machst du in der Pathologie?"

Lazerovs linker Mundwinkel zuckte wieder. "Frag besser nicht ..."
Er stand auf, klemmte seine Tasche unter den Arm und machte Anstalten zu gehen. "Ach so", ergänzte er, auf halbem Weg zur Tür. "Nimm etwas Wurst für den Hund mit. Und denk dran: Deine Zeit ist begrenzt. Am besten machst du dich sofort auf den Weg."
Heimenross fühlte sich wie ein Rekrut am ersten Tag seiner Ausbildung. "Aber ...", wandte er ein, "wir müssen uns doch irgendwie miteinander abstimmen! Uns Bescheid geben, ob wir erfolgreich waren ... Gib mir doch wenigstens deine Handynummer, damit ..."
"Scheitern verboten", schnitt Lazerov ihm das Wort ab. "Für Nachfragen kannst du jederzeit Grienbaum anrufen. Aber wenn du alles so machst wie besprochen, wird das gar nicht nötig sein. Schalt einfach morgen die Nachrichten ein!"

Sensationelle Entwicklungen

Heimenross konnte sich noch genau an das mulmige Gefühl erinnern, das sich in ihm ausbreitete, als Lazerov gegangen war. Ein paar Sekunden lang hatte er einfach nur dagestanden und auf die ins Schloss gefallene Tür gestarrt. Er hatte sich sogar gefragt, ob das Ganze nicht vielleicht doch nur ein Traum gewesen wäre.
Dann aber war sein Blick auf die kleine längliche Schachtel gefallen, die noch immer höchst real auf dem Tisch lag. Vorsichtig, als handelte es sich bei ihr um ein fremdartiges Reptil, hatte er sie in die Hand genommen und geschüttelt. Dieses seltsam rappende Geräusch ... Ob er vielleicht doch nachsehen sollte, hatte er sich gefragt, was in der Schachtel war?

Nein, hatte er schließlich entschieden: Besser nicht! In diesem Punkt hatte Lazerov absolut Recht. Je mehr er über die ganze Sache wusste, desto mehr wurde die Aktion zu seiner eigenen; desto mehr wurde er aus einem bereitwilligen Helfershelfer zu einem Mittäter.

Auch am nächsten Vormittag hatte er sich daher an Lazerovs Rat gehalten und einfach abgewartet. Allerdings hatte er die ganze Zeit über – ganz egal, in was für einer Besprechung er sich gerade befand – mit einem Auge auf die News-App seines Smartphones geschickt. Endlich, am frühen Nachmittag, war es dann so weit. Per News-Alarm wurde vermeldet: "Sensationelle Entwicklung im Fall des Windrad-Toten!"

Glücklicherweise ging Heimenross zu dem Zeitpunkt nur mit seiner Büroleiterin die Termine für die kommende Woche durch. So konnte er sich problemlos in sein Büro zurückziehen und sich dort in aller Ruhe durch die News-Portale klicken.

Im Radio, das er sicherheitshalber auch eingeschaltet hatte, war die Meldung sogar die Top-Nachricht: "Im Fall des angeblich an Infraschall gestorbenen Mannes, der gestern unter einem Windrad gefunden worden war, ist es zu einer überraschenden Wendung gekommen. Eine zweite, eingehendere Obduktion hat ergeben, dass der Mann offenbar eine hohe Dosis Arsen im Blut hatte. Laut Angaben der Polizei kann derzeit ein Gewaltverbrechen nicht ausgeschlossen werden."

Kurz darauf hatte Heimenross einen Anruf von dem Redakteur erhalten, der am vergangenen Abend für ihn nicht zu erreichen gewesen war. Ob er schon gehört habe ...? Und würde er am Abend wohl für ein Interview zur Verfügung stehen?

Von da an entwickelten die Dinge eine Eigendynamik, die ganz nach Heimenross' Geschmack war. Devote Anfragen für Stellungnahmen, betretenes Zurückrudern bei den Skandaljournalisten, die gestern noch den Weltuntergang durch Infraschall herbeigeredet hatten, uneingeschränkte Rehabilitation der Windkraft.

Ein hinterhältiger Plan

Heimenross genehmigte sich noch einen Schluck Wein und rief erneut den Beitrag aus den Hauptnachrichten auf. Er konnte sich einfach nicht sattsehen daran. Wie er da so staatsmännisch vor der Kamera stand und die Dinge in aller Ruhe auf den Punkt brachte ... Das war, ohne dass er sich selbst loben wollte, eine echte Meisterleistung!

Mit ernster Miene leitete die Nachrichtensprecherin den Bericht ein: "Im Fall des so genannten 'Windrad-Toten' haben sich seit heute Mittag die Ereignisse überschlagen. Nachdem zunächst eine tödliche Dosis Gift im Körper des Verstorbenen nachgewiesen worden war, hat die Polizei einen anonymen Hinweis auf eine Tatverdächtige erhalten."

Sie wandte den Kopf zur Seite, wo sich im selben Augenblick ein zweites Bildfenster öffnete. In Großaufnahme eingeblendet: Heimenross vor dem Parlamentsgebäude. "Zugeschaltet ist uns nun Energieminister Heimenross", leitete die Sprecherin das Interview ein. "Herr Dr. Heimenross, wie bewerten Sie die jüngsten Entwicklungen?"

"Lassen Sie mich zunächst", erklärte Heimenross, seine Worte sorgsam abwägend, "den Angehörigen des Verstorbenen mein Beileid aussprechen. Ihr Gatte, Vater, Bruder ist ja gewisserma-

ßen gleich zweifach zum Opfer geworden, indem sein Tod auf abscheuliche Weise für Terrorpropaganda genutzt worden ist. Denn dies ist etwas, wovor wir die Augen nicht länger verschließen dürfen: dass die Zukunft unseres Planeten durch terroristische Aktivitäten gefährdet wird."

"Terrorismus ist ein hartes Wort", gab die Interviewerin zu bedenken. "Sollten wir mit der Verwendung des Begriffs nicht vorsichtiger sein?"

Heimenross blickte entschlossen in die Kamera. "Ich benutze diesen Begriff auch nicht gerne, das können Sie mir glauben. Aber wie sonst sollen wir es nennen, wenn hier Windkraftgegner einen der Ihren auf hinterhältige Weise töten, um den Anschein der gesundheitlichen Gefährdung durch Windräder zu erwecken?"

"Vielleicht sollten wir uns zunächst einmal auf den neusten Stand der Entwicklungen bringen lassen", schlug die Interviewerin vor. Dies war für die Regie das Zeichen, einen Film vom Ort des Geschehens einzuspielen. Im Hintergrund war ein altes Bauernhaus zu sehen, das Heimenross nur allzu gut kannte.

Aus dem Off erläuterte eine Stimme: "In diesem Haus hat die Polizei heute Nachmittag das Gift sichergestellt, das mutmaßlich zum Tod des Opfers geführt hat. Dringend tatverdächtig ist die Besitzerin des Hauses, die 42-jährige Bauzeichnerin Margarete R. Unser Reporter hat mit dem Einsatzleiter gesprochen."

Die Kamera zoomte zwei Männer heran, von denen einer eine Polizeiuniform trug. Auf die Frage, ob das Gift mit Hilfe von Spürhunden gefunden worden sei, entgegnete dieser: "Im Notfall hätten wir natürlich auch Spürhunde anfordern können. In diesem Fall ist das aber nicht nötig gewesen, weil die mutmaßliche Täterin ein sehr naheliegendes Versteck ausgewählt hat. Das Haus

verfügt über einen Vorratskeller, der über eine Bodenluke zu erreichen ist. Dort haben wir natürlich gleich als Erstes nach dem Gift gesucht."

Auch beim vierten Ansehen des Berichts musste Heimenross grinsen, als er die Worte hörte. Besser hätte er das Versteck gar nicht auswählen können! Für die Polizei war es "naheliegend", gleichzeitig war der Ort für die Hausbesitzerin aber völlig unverdächtig. Selbst wenn sie zwischenzeitlich in den Vorratskeller hinabgestiegen wäre, hätte sie die unauffällige Schachtel hinter den dicken Einmachgläsern nicht bemerkt.

Während die beiden Männer ihr Gespräch noch ein wenig fortsetzten, bemerkte Heimenross etwas, das ihm zuvor gar nicht aufgefallen war. Dort hinten, am linken Bildrand: War das nicht ...? Doch, tatsächlich, das war das Hündchen, das er mit der Wurst hatte bestechen müssen.

Auch das hatte ganz hervorragend funktioniert. Zwar war der Hund bellend auf ihn zugekommen, als er die Gartentür geöffnet hatte. Gleichzeitig hatte er jedoch gewedelt, war also nicht unbedingt feindselig gestimmt. In der Tat ließ er sich mit der Wurst problemlos bestechen. Sobald er sie erhalten hatte, war er freundlich hinter Heimenross hergetrottet, in der festen Überzeugung, dass ein so freigiebiger Wurstspender kein schlechter Mensch sein könne.

Der Reporter gab wieder zurück ins Studio. Das Fenster mit Heimenross vor dem Parlamentsgebäude öffnete sich noch einmal, die Interviewerin drehte sich erneut zu ihm hin und bat um eine abschließende Einschätzung: "Welche Schlüsse sind nun aus den tragischen Ereignissen zu ziehen?"

Heimenross setzte seine Machermiene auf, die zugleich Besorgnis und Beschwichtigung ausstrahlen sollte: "Nun, ich denke, dass der Verfassungsschutz ein Auge auf die einschlägigen Gruppen haben muss. Es kann nicht sein, dass wir den menschenverachtenden Aktivitäten gewaltbereiter Extremisten tatenlos zusehen. Gleichzeitig möchte ich aber hier und heute auch betonen, dass die Politik für die Sorgen und Nöte der Bürgerinnen und Bürger stets ein offenes Ohr hat. Wer seine Bedenken auf demokratische Weise äußert, wird auch in Zukunft Gehör finden!"

Heimenross schaltete den Fernseher aus und griff nach seinem Rotweinglas. Genießerisch ließ er die letzten Weintropfen über seine Zunge perlen. Ob er sich vielleicht noch eine zweite Flasche gönnen sollte? Nein, besser nicht, morgen wartete wieder ein anstrengender Tag auf ihn, da konnte er es sich nicht leisten, verkantert zu sein.

Er streckte sich auf der Couch aus und schloss zufrieden die Augen. Lazerov hatte Wort gehalten: Alles hatte sich wieder eingerenkt – und das in noch nicht einmal 24 Stunden! Generalstabsmäßige Planung, akribische Ausführung, diskrete Ergebniskontrolle – besser konnte der Chef einer Security-Abteilung einfach nicht agieren.

Heimenross glitt hinüber in einen Traum, in dem er an einem Strand lag, den Körper in das prickelnde Nadelkissen des warmen Sandes gehüllt, den Blick auf Windräder gerichtet, deren Flügel die Sonne mit einem Himmel voller Sterne schmückte. Als er auch im Traum die Augen schloss, verwandelten sich die Windräder in hoch aufgeschossene Hawaiianerinnen, die ihm mit palmengroßen Armen Luft zufächelten.

III. Der Angriff. *Zehn Jahre später*



1. Der Tag des Windes

Am Tag des Windes, einem neuen Feiertag, denkt Maggie zurück an das, was ihr in den letzten Jahren widerfahren ist.



Im Märchenwald

An manchen Tagen fühlte Maggie sich im Wald wie im Innern eines Zauberbuchs, in dem sich hinter jedem Wort das Tor zu einer anderen Welt öffnete. Jede Welt war ein Universum für sich. Ihren Sinn erhielt sie aber erst durch ihre Berührung mit den anderen Welten.

Vor allem die ersten Frühlingstage, wie sie sich jetzt gerade im Wald ausbreiteten, waren eine solche Zauberzeit. Maggie legte den Kopf in den Nacken. Blinzelnd bestaunte sie das Kaleidoskop des Himmels, der ihr durch das frische Blätterdach hindurch zuwinkerte. Goldene Vögel flatterten von Ast zu Ast – oder waren

das nur Lichttropfen, die im Schattenspiel der jungen Zweige zu tanzen schienen?

Dies musste, dachte Maggie, auch die Zeit sein, in der die Idee des Märchenwaldes geboren worden war. Die eben noch leblosen Gerippe der Bäume, die sich auf einmal, wachgeküsst von der milderen Sonne, aus ihrem Dornröschenschlaf streckten und zu neuem Leben erblühten; der Aschenbrödelkittel des Waldbodens, über den sich urplötzlich ein glitzerndes Sternenkleid legte; die verstummten Amseln, die urplötzlich den Fluch der Herbsthexe abschüttelten und mit ihrem perlenden Gesang das wiedergeborene Leben priesen – was war dies alles anderes als ein wahr gewordener Märchentraum, das Werk eines Magiers, der seine Zauberworte als lebendige Gedichte in die Welt schrieb?

Maggie schloss die Augen. Wie auf einem schwerelosen Floß trieb sie durch das Meer aus bunten Düften. Sie spürte den Atem der Erde, ihr Aufatmen, nachdem der Eispanzer des Winters sich in ein fruchtbares Meer aus Pfützen verwandelt hatte. Tief sog sie den würzigen Geruch des Erwachens ein. Noch ein paar sehn-süchtige Atemzüge, ein letzter Blick in den Zauberwald, dann löste sie die Simulationsmaske vorsichtig von ihrem Gesicht.

Sie war immer wieder erstaunt, wie perfekt die Maske die Eindrücke auf die Leinwand des Gehirns zeichnen konnte. Der Märchenwald war zwar ihr Lieblingsprogramm, doch hatten auch die anderen Naturschauspiele, in die man mit der Maske eintauchen konnte, durchaus ihren Reiz. "Ährenflug", "Sommerwiese", "Palmengeflüster", "Herbstflammen", "Novembergespinst", "Eispalast" ... Jede Jahreszeit war mit ihrem eigenen Zauber vertreten, für jede Stimmungslage gab es das passende Programm.

Es war Thilio gewesen, der ihr die Simulationsmaske mitgebracht hatte. "Vielleicht lindert das ja deinen Phantomschmerz", hatte er halb scherzhaft gesagt, als sie das Geschenk ausgepackt hatte. Woher er die Maske hatte, wollte er nicht sagen. Wahrscheinlich ein Prüfexemplar, das er auf einer der vielen Messen, die er beruflich besuchen musste, ergattert hatte. Sie selbst hatte so etwas jedenfalls noch nie gesehen.

Natürlich war das Ganze nett gemeint von ihm. Er wollte ihr eben über ihr Wolfskind-Gefühl hinweghelfen, über das sie immer wieder geklagt hatte; diese Empfindung, abgeschnitten zu sein von etwas, das untrennbar zu ihr gehört; dieses Heimweh, das an ihr nagte, seit sie ihr Häuschen wegen der Erweiterung des Windparks hatte verlassen und in die Stadt ziehen müssen.

Dennoch hatte sie sich zuerst eher über das Mitbringsel geärgert. Wie konnte ein Natur-Surrogat denn ein echtes Naturerlebnis ersetzen! Irgendwann aber war das Gefühl der inneren Leere so stark geworden, dass sie sich doch die Simulationsmaske aufgesetzt hatte. Was hatte sie schon zu verlieren?

Anfangs war es ein seltsames Gefühl gewesen, sich durch die Natur zu bewegen, ohne in der Natur zu sein. Mittlerweile aber war es für sie ganz normal, sich auf diese Weise ihr kleines Glück im Grünen zu erträumen. "Sich unter die Maske legen" war für sie fast schon zu einem Synonym geworden für "einen Ausflug ins Grüne unternehmen".

Maggie schüttelte den Kopf über sich selbst. Nie hätte sie gedacht, dass sie sich an so etwas würde gewöhnen können! Und doch war es hier so gekommen wie so oft im Leben: Das heroische "So möchte ich niemals leben" schrumpft zu einem kleinlauten "So wollte ich eigentlich niemals leben", wenn es keine ande-

ren Alternativen mehr gibt. Am Ende setzt sich eben doch der Überlebenstrieb durch, dieses animalische Sich-Verbeißen in die paar Lebensbrosamen, die einem zugeteilt sind.

Unerwarteter Besuch

Es klingelte an der Tür. Maggie sah auf die Uhr: erst kurz vor sieben. Wer konnte das sein – so früh am Morgen?

Als sie die Tür öffnete, fiel ihr Blick auf vier etwa zehnjährige Kinder: drei Jungen, deren offenbar von den Müttern gezogener Scheitel schon halb von der Lausbubenlust am Chaos gesprengt worden war, und ein Mädchen mit wippenden Zöpfen, das die Bande in Schach zu halten versuchte. "Los jetzt", hörte Maggie sie zischen, "oder habt ihr den Text etwa schon wieder vergessen?"

Entschlossen hob das Mädchen zu trällern an, stockend unterstützt von dem Grummelgesang ihrer drei Begleiter:

*"Wind, Wind, Wind,
die wir deine Kinder sind –
Wir bitten dich, du lieber Wind:
Gib uns Energie geschwind!"*

Vier Augenpaare blickten Maggie erwartungsvoll an. Sie hätte nun wohl irgendetwas Lobendes sagen oder Beifall klatschen müssen. Aber das brachte sie einfach nicht fertig. "Wartet einen Moment", sagte sie stattdessen. "Ich hole euch was zu naschen." Wie hatte sie nur vergessen können, dass heute mal wieder der "Tag des Windes" war! Wenn sie daran gedacht hätte, hätte sie

einfach die Tür nicht aufgemacht. So aber musste sie nun in der Küche nach irgendetwas suchen, das dem albernen Ritus Genüge tat: Als Dank für den Gesang sollte den Kindern etwas überreicht werden, das die Kraft des Windes symbolisierte.

Auf dem Küchentisch lagen noch die Schirmchen herum, mit denen die Eisbecher geschmückt waren, die sie gestern auf dem Nachhauseweg für sich und Thilio besorgt hatte. Das könnte vielleicht etwas sein ... Im Kühlschrank fand sie noch eine angebrochene Packung Eiskonfekt. Sie nahm vier Konfektstücke heraus, bohrte die Schirmchen hinein und ging damit zurück zur Tür. "Das Geschenk des Windes!" verkündete sie vorschriftsgemäß, während sie den Kindern die symbolische Windernte überreichte. "Möge der Wind mit euch sein!"

Die tatenfrohe Viererbande grinste etwas belustigt über die ungewöhnlichen Gaben – üblich waren stilisierte Windrädchen aus Fruchtgummi oder Schokolade, die extra für diesen Tag angefertigt wurden. Sie ließ sich davon aber keineswegs von der Vollen- dung des Ritus abhalten. Fröhlich schallte es Maggie entgegen:

*"Dem Wind sei Dank und seiner Kraft,
dem Wind, dem Wind, der alles erschafft!"*

Mister Energy

Seufzend schloss Maggie die Tür. Klar, sagte sie sich: Die Kinder konnten nichts dafür. Für sie war der zwei Mal im Jahr begangene Feiertag einfach eine Gelegenheit, dem tristen Schulalltag zu entgehen. Sie hätte als Kind wahrscheinlich auch lieber Naschtouren unternommen, sich an den Flickflack-Meisterschaften beteiligt

und die Windradpyramiden der Cheerleadergruppen bestaunt, anstatt die Schulbank zu drücken.

Genau hierin – in dieser Präsentation der Windkraft als ewiger Kindergeburtstag – lag ja das Perfide. Es war eine Art emotionale Überrumpelungstaktik, letztlich eine Form von geistigem Kindesmissbrauch.

Natürlich war das im Prinzip nichts Neues. Ähnliche Tendenzen hatte es auch früher schon gegeben. Seit das Energieministerium zu einer zentralen Schnittstelle der Regierung aufgewertet worden war, hatten sie sich allerdings deutlich verstärkt. Denn seitdem durfte kein Vorhaben mehr umgesetzt werden, ohne dass es zuvor im Energieministerium geprüft worden wäre. Alles war auf dessen Bedürfnisse zugeschnitten.

Auf diese Weise war Alfons Heimenross – "Mister Energy", wie er sich selbst nannte – zu einem Superminister, im Grunde sogar zum eigentlichen Herrscher über dieses Land geworden. Da die "Winderntemaschinen" mittlerweile in alle Welt exportiert wurden, war er fast schon zu einer Art Windpapst aufgestiegen, der überall auf der Erde die Geschicke der Menschen lenkte.

Heimenross war es auch, dachte Maggie bitter, dem sie den Verlust ihres Häuschens zu verdanken hatte. Denn der Energieminister hatte für ländliche Siedlungen eine Untergrenze an Einwohnern festsetzen lassen. Wurde diese unterschritten, mussten die Häuser für den Bau von Windkraftanlagen geräumt werden.

Maggie rieb sich die geröteten Augen. Obwohl die Fenster die ganze Nacht über offen gestanden hatten, war es kaum abgekühlt. Die Sommerhitze klebte noch immer wie zerflossene Zuckerwatte in der Wohnung.

Früher, in ihrem alten Häuschen, war das anders gewesen. Hinter den dicken Mauern hatte immer eine angenehme Kühle geherrscht, selbst im Hochsommer war es selten wärmer als 20 Grad geworden. Deshalb wäre sie auch gerne in ein anderes Landhaus umgezogen, als sie ihr altes Heim verlassen musste. Dafür aber hatte die Entschädigung, die ihr gezahlt worden war, nicht ausgereicht. Denn diese war am Marktwert ausgerichtet – der war jedoch durch den vorhandenen Windpark und dessen absehbare Erweiterung längst auf Ramschniveau abgesackt.

Thilio

Eine bleierne Erschöpfung zerrte an Maggies Gliedern. Was hatte sie auch so früh aufstehen müssen! Vom Herumtigern in der Wohnung bekam sie ja auch nicht mehr Sauerstoff.

Gähnend schlich sie sich zurück ins Schlafzimmer. Thilio lag noch immer ruhig atmend auf seiner Bettseite. Die Decke hatte er von sich geworfen, so dass durch die nicht ganz zugezogene Gardine ein Sonnenstrahl auf seinen Rücken fiel. Im Marmorlicht des Morgens wirkte seine Haut noch ebenmäßiger als sonst. Fast wie bei einer griechischen Statue, dachte Maggie.

Vorsichtig legte sie sich neben Thilio und schlang ihren Arm um ihn. Brummend ließ er es sich gefallen. Maggie drückte ihren Körper fest gegen den ihres Freundes. Tief sog sie den vertrauten Duft ein; diesen Duft, der so ganz anders war als bei den Männern, die ihr früher einmal nahe gewesen waren.

Thilios Geruch war viel süßer, fast wie bei frisch gesäugten Babys. Sein Körper, den nur an manchen Stellen ein dünner Flaum überzog, hatte nichts von der animalischen Kraft, die die männliche

Moschusnote sonst ausstrahlte. Er hätte, fand Maggie, sicher ein gutes Modell für die Engelsgestalten der Renaissance-Maler abgegeben.

Dies alles bedeutete jedoch nicht, dass Thilio keine erotische Ausstrahlung gehabt hätte. Gerade seine knospenhafte Haut wirkte auf Maggie ausgesprochen anziehend.

"Du hast eine Haut wie ein Baby-Popo", hatte sie neulich zu ihm gesagt, als sie so wie jetzt beieinandergelegen hatten. "Wie machst du das bloß?"

Belustigt hatte Thilio sich zu ihr umgedreht. "Wusstest du nicht, dass ich der Erfinder der Anti-Aging-Cremes bin?"

Schmunzelnd war sie auf den Scherz eingegangen. "Davon könntest du mir ruhig mal was abgeben ..."

Ein schalkhaftes Leuchten blitzte im Himmel seiner Augen auf. "Tut mir leid: Betriebsgeheimnis!"

"Wie gemein!" Ihre Finger, die gerade mit Thilios vollen braunen Haaren spielten, hatten sich rasch zu seinen Ohren gestohlen und ihn in sein Ohrläppchen gekniffen.

"Autsch! Na warte, dir werd' ich's zeigen ..."

Maggie lächelte genießerisch, als sie an das dachte, was danach geschehen war. An Thilios jugendlichen Übermut, seine starken Arme ...

Thilio behauptete zwar, in ihrem Alter zu sein. Vermutlich, dachte Maggie, war er aber in Wahrheit um einiges jünger als sie und verzichtete nur aus Taktgefühl darauf, sein tatsächliches Alter anzugeben. Dabei schmeichelte es ihr doch gerade, dass ein offensichtlich viel jüngerer Mann sie begehrenswert fand. Das war auch für sie wie ein Jungbrunnen.

Zwar konnte sie nichts dagegen tun, dass das Leben sich immer tiefer in ihre Haut einschrieb. Innerlich aber fühlte sie sich, seit sie mit Thilio zusammen war, manchmal wieder wie ein junges Mädchen. Das Feuer in ihr, das nach ihrem Umzug in die Stadt fast erloschen war, war durch ihn noch einmal neu aufgeflammt. Sie drückte ihre Lippen auf die Schulter des Schlafenden. Allmählich sickerte das süße Gift des Schlummers in sie ein, sie sank und sank, ihr Arm wurde schlaff, obwohl sie sich einbildete, ihn im Fallen noch fester um den gleichmäßig atmenden Körper zu winden.

Aber waren sie nicht ohnehin längst zu einem einzigen Körper verschmolzen? Sanken sie nicht als EIN Wesen hinaus in die Weiten des Alls, wo der tiefste Sturz gleichbedeutend war mit dem höchsten Flug?

Gleichmütig nahm die kosmische Nacht sie in sich auf. Immer tiefer fielen sie hinein in das Meer der Sterne, vorbei an Sonnen, deren Licht erst in Jahrtausenden auf der Erde eintreffen würde, und an Planeten, von denen Maggie noch nie etwas gehört hatte. Sie spürte das Leben, das sich darauf tummelte, ohne dass sie die geringste Vorstellung davon hatte, wie es aussah. Und die Sternschnuppen waren plötzlich zum Greifen nahe, eine jede eine kosmische Blume, die Lichtjahre entfernt ein unvorstellbar fremdes Wesen gepflückt und achtlos in den himmlischen Ozean geworfen hatte.

Verhaftet!

Dann war auf einmal alles vorbei. So schnell, wie sie in ihn hinabgetaucht war, spuckte der Traum sie auch wieder aus. Als Maggie

die Augen aufschlug, sah sie ringsum nichts als nackte, kahle Wände: Sie befand sich noch immer in Untersuchungshaft. Ihr neues Leben, Thilio, die tröstende Wärme seines Körpers – all das war nur ein Traum gewesen. In Wirklichkeit lag sie noch immer in dieser schmutzig-grauen Zelle, deren Trostlosigkeit bereits der erste Teil ihrer Strafe war.

Sofort nahm sie der Alptraum, in dem sie gefangen war, wieder in seinen Würgegriff. Die fratzenhaften Bilder, die eben noch tief in ihrem Innern begraben waren, stürzten wieder mit zerstörerischer Wucht auf sie ein. Sie hörte wieder das Türemschlagen vor ihrem Haus, sie sah sich ans Fenster treten und auf die Polizeiautos blicken, die unmittelbar vor ihrer Tür Stellung bezogen hatten.

Als sie die Tür öffnete, hielt ihr jemand ein amtliches Schreiben unter die Nase. "Haussuchungsbeschluss", las sie, ohne zu verstehen, was sie las.

Sie wollte etwas fragen, aber da hatte sich die Flut der Uniformierten schon in ihre Wohnung ergossen. Rasch breitete sie sich darin aus, auch die hintersten, geheimsten Ecken hatte sie bald erreicht. Maggie fühlte sich, als würde jemand mit langen, spitzen Stangen in ihrem Leben herumstochern.

Schließlich war einer aus dem Team in ihren Vorratskeller hinabgestiegen. Kurz darauf tauchte er wieder aus der Tiefe auf, in der Hand eine längliche Schachtel, die Maggie noch nie gesehen hatte. Triumphierend präsentierte er sie dem Leiter der Hausdurchsuchung. "Ich hab' schon reingeschaut", kommentierte er den Fund. "Wenn das kein Gift ist, nehm' ich selber welches."

Maggie glaubte sich zu erinnern, dass sie genau in dem Augenblick auf ihr Handy geschaut hatte: Sechs entgangene Anrufe!

Fünf waren von Monika, einer von Mirko. Offenbar hatten sie, so kombinierte Maggie später, in den Nachrichten bereits von dem neuen Obduktionsbefund gehört.

Aber selbst wenn sie die Anrufe entgegengenommen hätte: Auf die Idee, dass man sie des Giftmords bezichtigen würde, wäre sie deswegen ja trotzdem nicht gekommen. Was hätte es also geändert, wenn sie mit den beiden gesprochen hätte?

Maggie sah noch genau vor sich, wie der Ermittlungsleiter das Kreuz durchdrückte und sich wie ein Abgesandter des Jüngsten Gerichts vor ihr aufbaute. "Frau Margarete Rode, ich muss Sie vorläufig festnehmen", hörte sie ihn feierlich verkünden. "Sie stehen in dringendem Verdacht, Herrn Reinhard Pauly vergiftet zu haben."

In Untersuchungshaft

Maggie wusste nicht mehr, ob sie darauf etwas erwidert hatte oder ob sie so perplex war, dass sie sich einfach sprachlos hatte abführen lassen. Aber was spielte das jetzt noch für eine Rolle?

Entscheidend war, dass sie nun in dieser Zelle kauerte, in der das Leben auf ein freudloses Überleben reduziert war; dass die Leere, die sie umgab, nur ein Vorgeschmack war auf die kommenden Tage, Wochen, Monate, ja vielleicht sogar die nächsten Jahre, in denen sie in einer Art Vakuum würde dahinvegetieren müssen; dass sie gefangen war in einer Existenz, aus der das Leben ausgesperrt war – in einer Existenz, die darauf beschränkt war, von dem hinter unbestechlichen Gitterstäben pulsierenden Leben zu träumen.

Ihr altes Geschichtsbuch kam ihr plötzlich in den Sinn. Im Kapitel über "außereuropäische Völker" hatte es eine Zeichnung gegeben, die sie gleichzeitig abgestoßen und fasziniert hatte. Wann immer sie das Buch aufschlug, musste sie sich das Bild ansehen, obwohl es sie schon in ihre Träume verfolgte. Die Zeichnung zeigte einen Priester, der sich anschickte, den Göttern ein Menschenopfer darzubringen. Der Auserwählte stand gefesselt neben ihm, gleich würde er ein Opfer der Flammen werden.

Was mochte das wohl für ein Gefühl sein, hatte Maggie sich immer wieder gefragt, mit dem eigenen Leben für die Sünden der Gemeinschaft bezahlen zu müssen? War es den Opfern ein Trost, dass ihr Leben durch die besondere Form des Todes einen überirdischen Sinn erhielt? Oder hofften sie verzweifelt auf ein Zeichen der Götter, das dem zutiefst unmenschlichen Tun ein Ende bereiten würde?

Und die Umstehenden: Empfanden sie Mitleid mit dem Opfer? Oder fühlten sie gar eine perverse Form von Neid, weil die Todgeweihten für ein paar wenige Sekunden aus der Gemeinschaft herausgehoben waren? Nahmen sie den zum Schafott Geführten überhaupt noch als Mitglied der Gemeinschaft wahr, oder war dieser für sie schon ebenso entrückt wie die Götter, denen dieses Menschenleben zum Geschenk gemacht werden sollte?

Erst jetzt, in dieser Zelle, bekam sie eine Ahnung davon, wie das Opfer sich gefühlt haben musste. Erst hier begriff sie ganz, was es bedeutete, unter Preisgabe des eigenen Lebens eine Wunde heilen zu müssen, die man nicht verursacht hatte. Und erst jetzt fühlte sie auch die Einsamkeit, die diejenigen umgeben musste, denen die Gemeinschaft ihre Schuld auflud, um sich dieser zu entledigen.

Lag hierin nicht auch der wahre Grund für ihre eigene Verbannung aus der Gemeinschaft? Dafür, dass man sie hinter dicke Mauern gesperrt hatte, ohne dass sie sich etwas hatte zuschulden kommen lassen? War nicht auch dies ein rituelles Verschwindenlassen, ein Sühneopfer, das der Gemeinschaft ihr gestörtes Gleichgewicht wieder zurückgeben sollte?

Das Sühneopfer

Maggie richtete sich auf und rutschte an den Rand ihrer Pritsche. Auf der durchgelegenen Matratze konnte sie immer nur wenige Stunden schlafen, ehe es sie irgendwo zwickte. Dann musste sie ihrem Rücken eine Pause gönnen, um sich von dem Folterinstrument zu erholen, das sie hier "Bett" nannten.

Gedankenverloren saß sie da und blickte auf die Zellentür, die seit dem Abend fest verschlossen war. Obwohl es völlig dunkel war in dem Raum, glänzte sie hell. Es sah fast so aus, als hätte sie jemand mit einem fluoreszierenden Material bestrichen.

Maggie drehte sich zu dem vergitterten Fenster um. Wenn sie sich zurücklehnte und den Kopf zur Seite neigte, konnte sie den Mond erkennen. Er war ganz rund, ein leuchtendes Gesicht, auf dem sich deutlich ein paar tiefe Furchen abzeichneten. Mit langen, dünnen Fingern griff er in die Zelle und tauchte die Tür in ein schimmerndes Licht. Fast schien es Maggie, als würde das Licht den kalten Stahl erzittern lassen; als müsste er augenblicklich dahinschmelzen unter der Magie dieser Berührung und den Weg hinaus ins Leben freigeben.

Aber das war natürlich pures Wunschdenken. Oder etwa doch nicht? War da nicht eine leichte, kaum wahrnehmbare Bewegung

an der Tür zu erkennen? Hörte sie nicht sogar schon dieses unverwechselbare Quietschen und Knarren, mit dem sie sich aufzutun pflegte?

Tatsächlich: Die Tür hatte sich bereits einen Spalt breit geöffnet! Maggie wollte schon aufstehen und auf dem Strahl des Mondes in die Freiheit entschweben, da bemerkte sie, wie sich ein Schatten durch den schmalen Spalt schob und ins Zimmer glitt. Ach so, dachte sie enttäuscht, es war doch nur eine der Wärterinnen! Wahrscheinlich eine unangekündigte Kontrolle, um Drogenverstecke und Handys aufzuspüren.

Aber nein: Die Wärterin war das nicht ... Jemand anders hatte sich Zugang zu ihrer Zelle verschafft. Sie spürte, dass sie der Person schon einmal begegnet war, auch wenn sie nicht gleich erkannte, um wen es sich handelte. Sie kniff die Augen zusammen und sah genauer hin. War das nicht ... Ach was, das war doch gar nicht möglich! Warum sollte der sie denn im Gefängnis besuchen? Und dann auch noch mitten in der Nacht ...

Konzentriert beobachtete Maggie, wie die Gestalt die Tür hinter sich schloss. Und jetzt, als sie ihr das Gesicht wieder zuwandte, gab es für sie keinen Zweifel mehr: Der unerwartete Besucher war niemand anderes als Alfons Heimenross, der Herr des Windes! Was wollte der denn hier?

Maggie wollte etwas sagen, brachte jedoch keinen Ton heraus. Irgendetwas verschloss ihr den Mund. Auch Heimenross blieb stumm. Langsam, wie von einer unsichtbaren Macht gelenkt, ging er auf sie zu. Seltsam, dachte Maggie: Was hielt er denn da in den Händen?

Als sie genauer hinsah, erkannte sie: Es war das Rotorblatt eines Windrads. Hell funkelte es im Schein des Mondes. Heimenross

umfasste es fest mit seinen Fingern und hielt es dabei wie eine Monstranz vor die Brust. Dabei bewegte er fortwährend die Lippen, ohne dass ein Laut zu hören war. Er wirkte wie ein Priester im betenden Dialog mit seinem Gott. Das Gemurmel klang ebenso heilig wie unverständlich, als wäre sein Sinn nur für den Allerhöchsten und seinen treuen Diener bestimmt.

Immer näher kam der Heimenross-Priester auf Maggie zu. Es sah aus, als würde er eine Prozession unsichtbarer Gläubiger anführen, die schweigend hinter ihm herschlichen. Gleich würde er Maggies Bett erreicht haben, schon meinte sie den Weihrauchduft seines Gewandes zu riechen. Das Rotorblatt blitzte nun direkt vor ihren Augen auf, fast fühlte sie sich davon geblendet.

Einen Augenblick später spürte sie einen kalten Hauch: Der Zeremonienmeister hatte das Rotorblatt emporgehoben. Unheilvoll schwebte es über Maggies Kopf. Und da begriff sie: Das Rotorblatt sollte als Richtschwert dienen, und Heimenross war der Priester, der den Göttern ihr abgeschlagenes Haupt als Opfer darbringen würde! Im selben Moment sauste das richtende Rotorblatt auf ihren Nacken herab.

Traum und Wirklichkeit

Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle. Verwirrt sah sie sich um. Ihr Blick glitt über das aufgewühlte Lakenmeer ihres Bettes und die Kommode mit dem Stoffhündchen, das sie auf der letzten Kirmes gewonnen hatte, zu dem weit geöffneten, gitterlosen Fenster, durch das der heiße Atem des Sommers ins Zimmer drang.

Sie atmete auf: Dies hier war zweifellos die Wirklichkeit, das Untersuchungsgefängnis war Vergangenheit. Aber wo war Thilio?

Im selben Augenblick hörte sie Schritte auf dem Flur. Die Schlafzimmertür öffnete sich, und Thilio steckte den Kopf durch den Spalt: "Hast du was gesagt?"

"Ach, ich habe nur schlecht geträumt ..." Sie streckte die Arme nach ihm aus. "Warum hast du mich denn nicht geweckt?"

Thilio setzte sich neben sie. "Du hast noch so fest geschlafen – da dachte ich, ich mach' schon mal Frühstück."

Maggie lehnte ihren Kopf an Thilios Schulter. Da er sich zu ihr hinneigte, verzweigten sich ihre Haare ineinander. Wie goldene Lianen schlängelten Maggies Locken sich durch Thilios braunen Urwald.

Thilio strich behutsam über ihren Rücken. "Ich muss leider gleich gehen", bedauerte er. "Um halb zehn habe ich schon den ersten Termin."

Maggie kuschelte sich noch fester an ihn: "Komm ... Nur noch fünf Minuten ..."

Erste Begegnung mit Thilio

Sie dachte an den Tag zurück, an dem sie Thilio kennengelernt hatte. Es war ganz in der Nähe der Wohnung gewesen, auf dem breiten Grünstreifen, der die beiden Hauptstraßen voneinander trennt. Thilio war ihr schon von weitem aufgefallen. Er hatte regungslos auf einer Bank gesessen und in das Astwerk einer alten Eiche geschaut.

Es war Herbst, der Oktober war schon fast vorbei, der Weg von lauter goldrot schimmernden Blättern übersät. Als Thilio ihre

Schritte in dem morschen Laub rascheln hörte, hatte er sich reflexhaft zu ihr umgewandt.

Maggie konnte sich noch gut an seinen geistesabwesenden Blick erinnern, an dieses ziellose Schauen eines Menschen, der mit seinen Gedanken ganz woanders ist. Gerade deshalb aber hatte sie den Eindruck gehabt, in den ungetrübten Spiegel seiner Augen zu blicken. Und weil sie meinte, darin eine unbestimmte Melancholie zu erkennen, hatte sie ihm aufmunternd zugelächelt, als sie an ihm vorüberging.

Sie war schon ein paar Schritte weitergegangen, da hatte sie ihn sagen hören: "Jeder Baum hat seine eigene Sprache ..."

Zögernd hatte sie sich umgedreht. Sie hatte zunächst gedacht, er würde mit sich selbst sprechen. Aber als ihre Blicke sich trafen, merkte sie, dass er dieses Mal genauso aufmerksam in ihren Augen las wie sie in seinen.

"Da ist was dran ...", hatte sie unsicher entgegnet.

Thilio hatte auf den Baum vor ihm gewiesen. "Nehmen Sie zum Beispiel diese Eiche hier. Bewegt sich ihre Sprache nicht auf viel verschlungeneren Pfaden als die der jungen Birke da hinten?"

"Das muss die Weisheit des Alters sein", hatte Maggie gescherzt. Weil Thilio aber weiter ganz fasziniert den gewundenen Geschichten der Eiche zu lauschen schien, hatte sie sich kurz entschlossen neben ihn gesetzt und gemeinsam mit ihm den Erzählungen der Bäume zugehört.

Wie lange mochten sie wohl schweigend nebeneinander gesessen haben? Wahrscheinlich waren es kaum mehr als fünf Minuten, überlegte Maggie. Aber in ihrer Erinnerung kam es ihr doch wie eine halbe Ewigkeit vor.

Obwohl sie die ganze Zeit über kaum ein Wort miteinander gewechselt hatten, war es ihr danach doch gewesen, als würde sie Thilio schon seit Jahren kennen. So hatten sie sich ganz selbstverständlich für den Abend verabredet.

Wiedersehen mit Schampus

Maggie goss sich noch eine Tasse Kaffee ein. Als sie in die Küche gekommen war, hatte Thilio sich schon auf den Weg zu seinem Geschäftstermin gemacht. Müde hatte sie sich einen Joghurt aus dem Kühlschrank genommen, in dem sie nun lustlos herumrührte. Die Hitze nahm ihr jeden Appetit. Außerdem ging ihr noch immer der Traum nach. So lächerlich er auch war – im Kern entsprach er doch der Wahrheit.

Ja, sie war am Ende freigesprochen worden. Aber ihre Freiheit hatte sie trotzdem nicht vollständig wiedererlangt. Sie überlegte, wann ihr das zum ersten Mal richtig bewusst geworden war. Wahrscheinlich bei dem Gespräch mit Monika ... An dem Tag, als diese nach ihrer Haftentlassung bei ihr vorbeigekommen war, um Schampus und Frieda zurückzubringen, die sie nach Maggies Inhaftierung bei sich aufgenommen hatte.

Schampus hatte sich gar nicht mehr beruhigen können, als er seine Herrin nach so langer Zeit endlich wiedersah. Als cremefarbenes Wollknäuel hüpfte, sprang und wimmerte er um sie herum, stieß immer wieder mit der Schnauze gegen ihre Nase und wedelte dabei so ausgiebig mit dem Schwanz, dass er fast das Gleichgewicht verloren hätte. Der ganze Hund war eine einzige große Freude.

Maggie war so sehr damit beschäftigt, ihn zu streicheln und zu tätscheln, dass sie das Fehlen von Frieda anfangs gar nicht bemerkt hatte. Als ihr auffiel, dass ihre Tigerdame nirgends zu sehen war, schob sie das zunächst auf das katzentypische Schmol-len, diese kindische Rache für das Alleingelassenwerden.

"Sag mal – wo ist eigentlich Frieda?" fragte sie schließlich. "Hast du sie nicht ins Körbchen reinbekommen?"

Betreten sah Monika an ihr vorbei. "Ja, weißt du ... Die musste ich leider ins Tierheim geben."

Maggie starrte sie ungläubig an. "Wie bitte? Ins Tierheim?"

"Na ja", rechtfertigte sich Monika, "es war halt auf die Dauer etwas zu eng in der Wohnung mit zwei Haustieren. Und dann konnte ja auch niemand wissen, dass sie dich so schnell aus der Haft entlassen würden."

Maggie schüttelte unwillig den Kopf. "Wieso denn nicht? Irrtum ist Irrtum – da war doch klar, dass ich nicht ewig wegbleiben würde!"

Sie hätte heulen können, wenn sie sich ihre freiheitsliebende Frieda in einem der Käfige zwischen all den anderen eingesperrten Katzen vorstellte. Gut, das war natürlich eine Überidentifikation. Schließlich hatte sie ja selbst noch bis vor kurzem unschuldig hinter Gittern gesessen. Trotzdem ging es ihr nahe, dass Frieda ihr Schicksal teilen musste.

Sobald Monika gegangen war, hatte sie beim Tierheim angerufen, um Frieda abzuholen. Aber ihre ehemalige Mitbewohnerin war längst an neue Besitzer vermittelt worden. Immerhin hatte sie ein neues Zuhause gefunden. Es hätte durchaus schlimmer kommen können!

Monikas Urteil

Maggie zwang sich noch einen Löffel von dem Joghurt auf. Sie fragte sich, warum sie Monika nach dem Vertrauensbruch überhaupt noch etwas von dem Kuchen angeboten hatte, den sie eigens für den Besuch ihrer früheren Freundin gebacken hatte.

Vielleicht war das einfach nur Trägheit gewesen. Möglicherweise war es aber auch eine Nachwirkung des bitteren Brots der Einsamkeit – des Einzigen, was es im Gefängnis im Überfluss gegeben hatte. Wer davon einmal gekostet hatte, warf langjährige Freundschaften eben nicht leichtfertig weg.

Allerdings hatte sie mit ihrer Nachsicht nur einen Bruch kaschiert, der in Wahrheit längst nicht mehr zu kitten war. Es dauerte nur wenige Minuten, bis er offen zutage trat.

Anfangs hatten sie sich über lauter Belanglosigkeiten unterhalten: über das Rezept für den Kuchen, den neuen Supermarkt vor Monikas Haustür, die undichte Dachrinne an Maggies Haus ("muss ich dringend mal machen lassen"), das Lieblingsfutter von Schampus, das schon wieder teurer geworden war ...

Dann hatte Maggie gefragt: "Wann ist eigentlich das nächste Treffen unserer Anti-WKA-Gruppe?"

Monika hatte sie zunächst nur verwundert angesehen. "Glaubst du wirklich, wir würden einfach so weitermachen – nach allem, was passiert ist?" fragte sie schließlich zurück.

"Nein, natürlich nicht ...", verteidigte sich Maggie – obwohl sie nicht wusste, wofür. "Aber der Kampf muss doch weitergehen. Ich denke, das hätte auch Reinhard ..."

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Der Hass, der sich plötzlich in Monikas Augen zeigte, legte sich wie ein schnell wirkendes Gift um ihre Zunge.

"Dass du dich noch traust, den Namen in den Mund zu nehmen!"
Monika schüttelte empört, fast schon angewidert den Kopf.

Maggie sah sie verständnislos an: "Du glaubst doch nicht etwa, dass ich ... dass ich Reinhard ..."

Monika verzog spöttisch das Gesicht. "Was spielt es schon für eine Rolle, was ich glaube? Was andere glauben? Was du glaubst, dass andere glauben? Nein, das musst du jetzt alles mit dir selber ausmachen. Aber weißt du, was ich nicht verstehe?"

Maggie sah sie fragend an.

"Wie du annehmen konntest, unserer Sache zu dienen, indem du einem von uns so etwas antust. Eine solche Tat stellt doch alles auf den Kopf! Das hat uns doch jede Glaubwürdigkeit genommen!"

Vergifteter Freispruch

Maggie sah noch genau den überlegenen Blick vor sich, mit dem Monika ihr ins Gewissen geredet hatte. Ihr war sofort klar gewesen, dass es keinen Sinn gehabt hätte, sich auf lange Diskussionen mit ihr einzulassen. Letztlich gaben ihre Worte ja auch nur die allgemeine Meinung über den Fall wieder. Es war eben ein Freispruch zweiter Klasse gewesen. Und selbst den hatte sie nur erreicht, weil sie den Anwalt gewechselt hatte.

Ihr erster Anwalt war fest von ihrer Schuld überzeugt gewesen. Er hatte sie die ganze Zeit über nur gedrängt, ein Geständnis abzu-

legen. Das sei, so hatte er gebetsmühlenartig wiederholt, ihre einzige Chance, die "unausweichliche" Strafe abzumildern.

Erst ihr zweiter Anwalt hatte eine erneute, genauere Beweisaufnahme durchgesetzt. Dabei waren immer neue Ungereimtheiten aufgetaucht. So waren etwa auf der ominösen Schachtel in Maggies Vorratskeller zwar eine Vielzahl von Fingerabdrücken gefunden worden – aber eben keine von Maggie.

Selbst wenn man davon ausging, dass sie Handschuhe benutzt hatte, blieb doch ungeklärt, wie sie den Giftmord hätte ausführen sollen. In der Thermoskanne oder den Getränkeflaschen, die am Tatort sichergestellt worden waren, hatte man keine Giftspuren entdeckt. Und auch die Obduktion hatte keine Hinweise auf vergiftete Lebensmittel ergeben.

Wie hätte Maggie dem Opfer das Gift also verabreichen sollen? Etwa mit Gewalt? Aber warum waren dann keine Kampfspuren am Ort des vermeintlichen Verbrechens gefunden worden? War die Tat am Ende mit Zustimmung des Opfers erfolgt? Aber hätte Reinhard das Gift dann nicht gleich selbst einnehmen können?

Angesichts all dieser ungeklärten Fragen blieb dem Gericht am Ende gar nichts anderes übrig, als Maggie freizusprechen. Es war und blieb eben ein Indizienprozess, bei dem die Beweislage letztlich nicht für eine Verurteilung ausreichte. Der Grundsatz "Im Zweifel für die Angeklagte" bewahrte sie vor dem Gefängnis. Er bedeutete allerdings nicht nur, dass es Zweifel an ihrer Schuld gab. "Im Zweifel für die Angeklagte" – das bedeutete eben auch, dass es Zweifel an ihrer Unschuld gab.

Genau dies war dann auch der Tenor der Berichterstattung über den Prozess. Befeuert wurde die für sie ungünstige Sichtweise der Dinge zudem durch die abfälligen Äußerungen von politi-

schen Entscheidungsträgern. Insbesondere Alfons Heimenross ließ keine Gelegenheit aus, zu betonen, dass ein Freispruch "aus Mangel an Beweisen" nicht gleichzusetzen sei mit einem Freispruch "aus Mangel an Schuld".

Erst allmählich war Maggie klar geworden, dass man auch "in Freiheit" sein konnte, ohne frei zu sein. Nicht nur wurde sie nach dem Prozess von ihren früheren Freunden wie eine Aussätzige gemieden. Auch ihre Arbeit hatte sie durch die Monate in der Untersuchungshaft verloren.

Natürlich hätte sie versuchen können, sich vor Gericht ein Rückkehrrecht zu erstreiten. Aber was hätte das schon gebracht? Sie wäre ja doch ein Fremdkörper geblieben. Alle hätten sie geschnitten, und bei der nächsten "Umstrukturierung" wäre sie sicher die Erste gewesen, die ihren Job verloren hätte.

Der Einzige, der in dieser schweren Zeit ohne Wenn und Aber zu ihr gehalten hatte, war Schampus gewesen. Wie oft hatte er morgens, wenn sie gar keine Kraft mehr in sich fühlte, den Marathonlauf des Tages zu beginnen, sein Köpfchen auf ihren Schoß gelegt und sie aus seinen schelmischen Augen angeschaut, als wollte er sagen: "Komm, lass uns draußen ein bisschen herumtollen! Was geht uns schon das Gerede der anderen an ..."

Ja, er war wirklich ihr einziger Trost gewesen! Umso mehr hatte es sie getroffen, als er bald darauf ganz unerwartet verstorben war.

Gedrosselter Gesang

Diese Hitze ... Maggie hatte das Gefühl, von einem unsichtbaren Riesen aus purem Feuer auf ihren Stuhl gedrückt zu werden. Es

kostete sie Kraft, sich gegen die Hitze zu stemmen und sich ins Schlafzimmer zu schleppen. Mit zeitlupenhafter Trägheit schloss sie das Fenster. Es strömte ja doch nur noch stickige Luft ins Zimmer.

Kurz entschlossen streifte sie ihr dünnstes Sommerkleid über, schlüpfte in ihre Flipflops und ging zur Tür. Vielleicht waren draußen auf der Straße ja noch Reste von Sauerstoff zu erhaschen.

Als sie die Haustür öffnete, wäre sie beinahe mit dem Hauswart zusammengestoßen. "Heute ist der Tag des Windes", ermahnte er sie. "Sie müssen noch ein Windrad auf den Balkon stellen."

Ermattet sah Maggie sich um: Auf allen Balkonen, hinter allen Fenstern schimmerten bunte Windrädchen. Überall blinkte es, überall drehten sich die glitzernden Flügel um die Wette. Der Wind hatte damit allerdings nichts zu tun. Denn die drückende Hitze, die seit Tagen herrschte, ging mit einer vollständigen Flaute einher.

Maggie ließ den Hauswart einfach stehen und trat auf die Straße. Sie hörte, wie er ihr etwas von "Folgen haben" und "Meldung erstatten" hinterherrief, aber sie war zu müde, um darauf zu achten. Ihr Kopf pochte, glühende Zangen drückten gegen ihre Schläfen.

An der nächsten Kreuzung bog sie nach rechts ab und lehnte sich gegen den mächtigen Kastanienbaum, der dort fast beschwörend seine Äste dem stahlblauen Himmel entgegenreckte.

Sie stutzte. Ein unerwartetes Geräusch hatte sie aus ihrer Lethargie gerissen: War das nicht der typische Drosselgesang? Aber wie war das möglich an diesem Ort, mitten im Hochsommer, bei dieser Hitze?

Sie legte den Kopf in den Nacken. Suchend irrten ihre Augen durch das flirrende Geäst. Und dann, endlich, entdeckte sie ihn: den Lautsprecher, der an einem der dickeren Zweige angebracht war.

Jetzt erinnerte sie sich auch wieder an die Aktion, die Anfang des Jahres groß angekündigt worden war: Überall in der Stadt sollten die Menschen per Lautsprecher mit Vogelgezwitscher beschallt werden. Denn eine Studie hatte eindeutig belegt, dass dies ganz entscheidend zum Wohlbefinden und damit auch zur Steigerung der Arbeitsmoral beitragen könne.

2. Kadohanische Wechselspiele

Bei der Sitzung der Zukunftskommission auf Kadohan steht ein ungeheuerlicher Verdacht im Raum: Der Leiter der Erderkundungsmission soll die Invasion absichtlich hinausgezögert haben.



Sonnenstaub

Sanft setzte der Luftgleiter auf dem Wüstenboden auf. Der Expeditionsleiter klappte das Verdeck hoch und sprang in den warmen Sand.

Schon lange hatte er einen solchen Ausflug nicht mehr unternommen. Bei den letzten Besuchen auf seinem Heimatplaneten war sein Terminkalender stets viel zu voll gewesen. Da war er immer nur unter dem Plasmadach der großen Zeltstadt von einer

Besprechung zur nächsten gehetzt. Dieses Mal wollte er aber endlich wieder richtig eintauchen in die Atmosphäre, die ihn von Kindheit an umhüllt hatte.

Als er gelandet war, neigte sich gerade der eine der beiden kadohanischen Tage dem Ende entgegen. Langsam näherte sich die Merza-Sonne dem Horizont. Der Zauberstab ihres schrägen Lichtes verwandelte die karge Landschaft in ein Meer bizarrer Blüten.

In ihrem purpurfarbenen Strahlenkleid mutierten die Felsen zu Blütenkelchen, aus denen ein violetter Blütenstaub zum Himmel hinaufregnete. Dort angelangt, vermählte er sich mit dem Sternenstaub zu einer schimmernden Wolke, die sich als durchsichtiger Schleier um die Dinge legte. Nichts blieb, was es war, die Dinge traten aus sich heraus, sie öffneten sich wie vom Licht geküsste Knospen und gaben den Traum ihres Wesens preis.

Dann aber wurden aus den Blüten Edelsteine, die Edelsteine verwandelten sich in die Zinnen von Sandburgen, und die Sandburgen zerfielen zu einer Staubwolke, die von dem verblassenden Purpurmantel des Lichtes verschluckt wurde. Am Ende sah sich der Expeditionsleiter wieder von denselben gestaltlosen Felsen umgeben, die aus einem erloschenen Sandmeer aufragten. Erstarrte Wellenbewegungen kräuselten sich auf der Meeresoberfläche. Alle Wege führten ins Nichts, die Schrift war verstummt.

Das Schöne an den Tagen auf Kadohan war jedoch, dass jedes Ende sogleich in einen neuen Anfang mündete. Die Dornenkrone des Abends ging nahtlos in den Blütenkranz des Morgens über. Kaum war der letzte von Merza ausgesandte Lichttropfen im Sand versickert, da tat sich auf der anderen Seite des Himmels

ein Tor in den Wolken auf, und Sija, die andere Sonne von Kadohan, übernahm das Zepter.

Der Expeditionsleiter musste sich nur umdrehen, um von einer Zauberwelt in die andere überzutreten. Geblendet von der Fülle des Lichtes, sah er funkelnde Fische durch den Morgen schwimmen, mit einem Geleit von Unterwasserpferden zu beiden Seiten des Schwarms. Übermütig tollten sie über die schimmernden Wolkenhügel. Funken sprühten von ihren Hufen auf die Erde und entzündeten den Sand, der sich, vom Wind in Aufruhr versetzt, in Flammensäulen zum Himmel hinaufschlängelte.

Der Expeditionsleiter ließ seinen Blick über die gleißende Ebene wandern, aus der die flackernden Locken der Grasbüschel wie gestrandete Kometen herausleuchteten. Weit hinten, dort, wo der Horizont sich im All verlor, ging er an der erträumten Silhouette eines Berges vor Anker.

Das Tor zum Kosmos

Die linke Gesichtshälfte des Expeditionsleiters zuckte: Seine Gefühle waren in Aufruhr. Ja, sagte er sich, genau das war die Grundstimmung auf Kadohan: eine allumfassende Geborgenheit. Das Leben hier war wie das eines Kindes, dessen Mutter niemals schlief und immer für ihren Nachwuchs da war.

Wie anders war da das Leben auf der Erde, wo man regelmäßig von der nährenden Kraft des Lichtes abgeschnitten war – mancherorts sogar für mehrere Monate! Oft hatte er sich dort heillos verlassen gefühlt – wie ein Kind, das von seiner Mutter im finsternen Wald ausgesetzt worden ist und nicht weiß, ob sie noch einmal zurückkommt.

Andererseits, fragte sich der Expeditionsleiter: Wurde dies dem kosmischen Geschehen nicht weit eher gerecht als das behütete Leben auf Kadohan? Führten die irdischen Nächte einem nicht viel deutlicher die Wahrheit des Lebens im Universum vor Augen – die Tatsache, dass man auf einem Staubkorn durch ein aufgeblähtes Nichts raste?

Natürlich standen ihm auf Kadohan durch die den Planeten umrundenden Teleskope unzählige Perspektiven auf die Sternenwelt zur Verfügung, die er jederzeit über seine Simulationsmaske abrufen konnte. Aber dieser künstliche Kontakt zum Kosmos war doch etwas anderes als das unmittelbare Versinken in ihm, wie es die Nächte auf der Erde ermöglichten.

Zwar taten die Erdlinge mit den dicken Mauern, hinter denen sie sich verschanzten, und ihren lichtdurchfluteten Städten alles, um eine solche Erfahrung zu vermeiden. Dennoch bot ihr Planet eben – anders als Kadohan – zumindest die Voraussetzungen dafür.

Nicht anders verhielt es sich mit dem vegetativen Lebensrhythmus auf der Erde. Auf Kadohan war es durch das Atmosphärenkontrollsystem gelungen, sich weitgehend unabhängig zu machen von den natürlichen Schwankungen. Das war zwar sehr bequem und ermöglichte eine verlässliche Zukunftsplanung – hatte jedoch den Nachteil, dass die Tage als monotones Einerlei dahinfließen.

Auf der Erde dagegen war es genau umgekehrt. Zwar bemühten sich auch die Erdlinge nach Kräften darum, ihre Umgebung zu kontrollieren und in ihrem Sinne auf sie einzuwirken. Aber selbst wenn ihre technischen und prognostischen Möglichkeiten irgendwann das Niveau der kadohanischen Zivilisation erreichen sollten – manches würde sich auch mit noch so ausgefeilten Manipulationsverfahren nicht beeinflussen lassen.

Die Jahreszeiten, das Erwachen und Absterben der Vegetation, das in manchen Regionen in einem unaufhörlichen Fiebertraum ineinander verschlungen war – all das waren Dinge, die untrennbar mit dem Wesen dieses Planeten verbunden waren.

Und ließ sich nicht auch dies als Gleichnis begreifen für das kosmische Werden und Vergehen? Waren die Erdlinge diesem damit nicht auch hier näher als die Kadohaner in ihrer in den Lichtkokon zweier Sonnen eingehüllten Welt?

Je länger er auf der Erde lebte, desto mehr fürchtete der Expeditionsleiter, die Eigenart dieses Planeten könnte durch die geplante Invasion verloren gehen.

Natürlich wären die Jahreszeiten und der Tag-Nacht-Rhythmus auch für die Kadohaner unantastbar gewesen. Aber was, wenn das Wesen des Planeten von ihnen noch weiter in den Hintergrund gedrängt werden sollte, als es schon jetzt, durch die Erdlingszivilisation, der Fall war? Wenn auch auf der Erde überall Plasmazeltstädte aus dem Boden wachsen sollten, aus denen die Jahreszeiten ausgesperrt wären und in denen Lichtintensität, Temperatur, Luftfeuchtigkeit und all die anderen atmosphärischen Parameter automatisch kontrolliert würden, passgenau abgestimmt auf die Bedürfnisse der Bewohner?

Natürlich waren die Erdlinge nicht zu beneiden um ihr kurzes Leben, das zudem ständig von allerlei unvorhersehbaren Gefahren bedroht war. Der Expeditionsleiter wusste genau: Auch er hätte nicht mit ihnen getauscht, wenn er die Wahl gehabt hätte. Andererseits waren ihm durch das Leben auf der Erde auch die Nachteile und Risiken des künstlich optimierten Alltags auf Kadohan bewusst geworden.

Da war zum einen die Intensität des Lebens, die auf der Erde ungleich größer war. Er hatte sich sogar schon überlegt, ob nicht vielleicht die Energie, die für ein Einzelwesen zur Verfügung stand, immer gleich war – so dass sie bei einer längeren Lebensspanne einfach viel langsamer verbraucht wurde, was dann mit einem weniger intensiven Lebensgefühl einherging.

Und außerdem: Führte nicht schon allein das Bewusstsein, dass das eigene Leben schon morgen zu Ende sein konnte, zu einem gesteigerten Daseinempfinden? Zu dem Verlangen, jede Sekunde ganz auszukosten, wodurch jeder einzelne Augenblick der Ewigkeit viel näher kam als das scheinbar endlose Leben der Kadohaner?

Zum anderen vermittelte der vollständig optimierte Alltag auf Kadohan einem das Gefühl einer totalen Kontrolle über den eigenen Planeten. Dieses Gefühl aber war, wie der Expeditionsleiter wusste, eine Illusion. Eine gefährliche Illusion, wenn man daran dachte, wie leicht das fragile Gleichgewicht der beiden Sonnen, die Kadohan wie in einer Wiege in ihrer Mitte hielten, zerbrechen konnte.

Auch gegen den Einschlag eines größeren Asteroiden wären sie auf Kadohan genauso machtlos gewesen wie auf anderen Planeten. Je weniger man sich aber der Zerbrechlichkeit des Bedingungsgeflechts, das das eigene Leben ermöglichte, bewusst war, desto größer war die Gefahr, dieses Geflecht durch eine Unachtsamkeit zu zerstören.

Der Grenzübertritt

Der Expeditionsleiter kletterte wieder in seinen Luftgleiter. Die von Sija ausgehende Hitze war selbst in einem Schutzanzug kaum zu ertragen. Außerdem war es Zeit, zum Konferenzzentrum aufzubrechen. Zu der entscheidenden Tagung der Zukunftskommission, die für diesen Tag angesetzt war, wollte er auf keinen Fall zu spät kommen.

Er klappte das Verdeck herunter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann gab er dem Luftgleiter das Signal zum Start. Mit einem leisen Surren erhob er sich vom Boden.

Gedankenversunken blickte der Expeditionsleiter herab auf die Felsenmeere, die sich, unterbrochen von einzelnen Plasmazeltstädten, unter ihm kräuselten. Ihm war natürlich klar, dass er sich falsch verhalten hatte. Dass man auf keinen Fall irgendeine Form von Mitgefühl für die fremde Spezies entwickeln durfte, deren Planet man ins Visier genommen hatte.

Wer wüsste das besser als er, der schon so viele Missionen zu fernen Welten geleitet hatte? Schon beim ersten Anzeichen von emotionaler Nähe hätte er die Zukunftskommission darum bitten müssen, ihn von seinen Aufgaben zu entbinden!

Immerhin: Eine wirkliche Pflichtverletzung hätte man ihm, zumindest in der ersten Zeit seiner gefühlsmäßigen Verirrung, nicht vorwerfen können. Eine gewisse Nachlässigkeit vielleicht, aber doch kein Nachlassen in den Bemühungen, die Mission zu einem erfolgreichen Ende zu bringen.

Schließlich wusste er ganz genau, was davon abhing. Vor allem auf die Wasserressourcen der Erde waren sie auf Kadohan dringend angewiesen. Denn auf dem Nachbarplaneten, dessen Eis-

seen sie bislang für ihre Wasserversorgung nutzten, waren die Vorkommen trotz ausgeklügelter Verfahren zur Wasseraufbereitung schon fast vollständig erschöpft.

Der Expeditionsleiter blinzelte. Er flog direkt der noch immer tief stehenden Sija-Sonne entgegen. Nein, sinnierte er, der eigentliche Grenzübertritt war erst später erfolgt. Erst als das Mitfühlen und Mitleiden in ein Miteinanderleben übergegangen war, war aus Pflichtvergessenheit Untreue und aus Untreue fast unmerklich, gegen seinen Willen, Verrat geworden.

Der Augenblick des Grenzübertritts ... Er konnte sich noch ganz genau daran erinnern. Er hatte sich in einem Grünstreifen auf eine Bank gesetzt und las, den Kopf in den Nacken gebeugt, in dem labyrinthischen Geäst eines dieser alten Bäume, die er auf der Erde lieben gelernt hatte. Ein jeder dieser Bäume bildete, so fand er, die verschlungenen Wege des Kosmos auf ganz eigene Weise in sich ab.

Während er dabei war, die eigentümliche Schrift dieses speziellen Baumes zu entziffern, hatte sich von der Seite eine Frau genähert. Er nahm sie aus den Augenwinkeln heraus wahr, schenkte ihr aber weiter keine Beachtung – ganz im Einklang mit seinem Prinzip, die Kontaktaufnahme mit Erdlingen stets generalstabsmäßig zu planen.

Als die Frau auf seiner Höhe angelangt war, verlangsamte sie jedoch ein wenig den Schritt und sah zu ihm herüber. Da hatte auch er unwillkürlich den Kopf gesenkt und sie angeschaut. Und in dem Augenblick war es geschehen: Zum ersten Mal passierte der Blick eines Erdlings das Tor seiner Augen. Zum ersten Mal fühlte er eine echte, die äußere Hülle durchdringende Berührung mit dieser Spezies, die ihm noch immer so fremd war.

Die folgenden Sekunden waren die alles entscheidenden gewesen. Eigentlich war ja noch gar nichts passiert. Er hätte den Grenzübertritt rückgängig machen, einfach wieder zurückwechseln können auf die andere Seite. Die Frau war ja weitergegangen, er hätte einfach wieder in seinem Baum lesen und die kurze Episode vergessen können. Er hatte jedoch das Gegenteil getan: Er hatte die Frau angesprochen.

Natürlich war das keine bewusste Entscheidung gewesen. Genauso wenig, wie es eine bewusste Entscheidung war, sich genau an dieser Stelle der Stadt auf eine Bank zu setzen.

Andererseits: Hätte er nicht wissen müssen, wer in diesem Stadtbezirk wohnte? War ihm nicht klar, was für eine brisante Begegnung er damit in Kauf nahm? Hatte er unbewusst nicht sogar auf eben diese Begegnung gehofft? War er, indem er genau diesen Ort aufgesucht hatte, nicht von dem Wunsch getrieben gewesen, seine Gegner kennenzulernen – jene, die sich nicht durch den Zuckerguss blenden ließen, mit dem er die kadohanischen Invasionspläne beträufelte?

Als die Frau sich dann neben ihn setzte, war der Grenzübertritt praktisch besiegelt. Zwar war es ganz stumm geblieben zwischen ihnen, kein Wort hatte die Stille durchbrochen. Aber vielleicht, überlegte der Expeditionsleiter, hatte genau dies das Band geknüpft, das ihm das fremde Wesen vertraut werden ließ. Denn eins hatte er auf der Erde gelernt: Worte dienten dort nur dazu, eine Maske zu weben, mit der man andere von sich fernhielt. Nur wer bereit war, mit anderen zu schweigen, öffnete ihnen ein Fenster zu seinem Wesen.

"Ich heiße übrigens Maggie", hatte die Frau zum Abschied gesagt.

Ihm war sofort klar gewesen, dass dies eine Einladung war, in ihr Leben einzutreten. Es wäre die letzte Möglichkeit zur Umkehr gewesen. Stattdessen hatte er den entscheidenden Schritt getan: Er tat so, als müsse er einen dringenden Anruf entgegennehmen, gab in Wahrheit aber seinen Tarnnamen in ein Übersetzungsprogramm ein, um sich einen passenden Vornamen zuzulegen. So wurde aus "Grienbaum" "Thilio".

Damit hatte er sich selbst ein Visum für den Grenzübertritt ausgestellt. Er hatte dem Gesicht, das er dieser Frau zugewandt hatte, einen Namen gegeben. Er war ein Teil einer anderen Welt geworden.

Unheilvolle Ahnung

Der Luftgleiter drosselte das Tempo. Noch ein paar Sekunden, dann konnte der Expeditionsleiter das wabenartige Gebäude des Parkhafens erkennen. Zielsicher steuerte der Luftgleiter einen freien Platz an. Der Expeditionsleiter stieg in den bereitstehenden Mini-Gleiter um, der ihn zu den Förderbändern bringen sollte. Unmittelbar darauf klappte der Luftgleiter sich zu einem kompakten, quadratischen Paket zusammen und verschwand in seiner Lücke.

Eine unbestimmte Unruhe stieg in dem Expeditionsleiter auf, als er von den unaufhörlich hin und her wedelnden Greifarmen auf das Förderband in Richtung Konferenzzentrum gesetzt wurde. Seit er den Chef des Invasionskommandos in seine Expeditionsgruppe hatte aufnehmen müssen, hatte der Druck auf ihn spürbar zugenommen.

Schon der Tarnname, den der kadohanische Befehlshaber für sich gewählt hatte, zeugte von seiner Entschlossenheit, den Angriff auf die Erde so bald wie möglich einzuleiten. "Lazerov ..." Deutete der Name nicht in geradezu aufdringlicher Weise auf das Vorhaben hin, das er verfolgte?

Anfangs hatte der Expeditionsleiter tatsächlich befürchtet, dass Lazerovs Tarnung auffliegen und die Erdlinge die Invasionspläne durchschauen würden. Dann aber, als nichts dergleichen geschah, hatte er sich allmählich an den Namen gewöhnt und ihn ebenso bedenkenlos verwendet wie seinen eigenen Tarnnamen. Dies änderte jedoch nichts daran, dass er sich von "Lazerov" unter Druck gesetzt fühlte. Peinlich genau achtete dieser darauf, dass die Errichtung der Landepfähle auf die Invasionspläne abgestimmt war. Und wann immer ein neuer Ring von Landepfählen geschlossen war, passte er die Anzahl der Raumschiffe, die in der Invasionsflotte mitfliegen konnten, in seinem Simulationsprogramm daran an. Längst gab er sich auch keine Mühe mehr, seine Ungeduld zu verbergen, wenn man ihn zu einem umsichtigen, alle Eventualitäten abwägenden Vorgehen ermahnte.

Der Expeditionsleiter stutzte, als er den Konferenzraum betrat. Zu seinem Erstaunen war er nur zur Hälfte besetzt. Dabei sollte die Sitzung jeden Augenblick beginnen! War bei den Einladungen womöglich nicht deutlich genug auf die Dringlichkeit der Tagesordnungspunkte hingewiesen worden? Oder fand parallel noch eine andere wichtige Veranstaltung statt? Aber was konnte bedeutsamer sein als die Zukunft des Planeten?

Dann aber, als er seinen Blick über die Reihen der Anwesenden wandern ließ, beschlich ihn eine ungute Ahnung. Diejenigen, die zur Sitzung erschienen waren, zählten überwiegend zu Lazerovs

Getreuen. Die meisten von ihnen waren wie dieser der Meinung, dass man die Invasionspläne besser heute als morgen umsetzen sollte. Hatte Lazerov die Auswahl der Einzuladenden also in seinem Sinne beeinflusst?

Der Expeditionsleiter schaute sich noch einmal genauer um. Hatte er vielleicht jemanden übersehen? Waren ihm einfach die Gesichter derjenigen, die ihm skeptisch gegenübergestanden, stärker ins Auge gefallen? Aber nein, es bestand kein Zweifel: Es waren fast nur Anhänger Lazerovs zugegen.

Auch ein Blick auf die Leiterin der Zukunftskommission trug nicht dazu bei, seine Stimmung aufzuhellen. Es war noch immer dieselbe wie damals, als das erste Mal über den Zeitplan für die Invasion abgestimmt worden war.

Auch die weiterentwickelten Formen der Verjüngungspille hatten bei ihr offenbar keine Wirkung gezeigt. Ihre einst grauen Haare waren mittlerweile weiß geworden, und die Schrift des Alters hatte sich noch tiefer in ihre Haut eingegraben. Ein bitterer Zug umzitterte ihre Lippen.

Kein Wunder, dachte der Expeditionsleiter. Es musste in der Tat eine schmerzliche Erfahrung sein, das eigene Ende unerbittlich näherrücken zu fühlen, während um einen herum sich alle ständig verjüngten.

"Ich denke, wir können nun mit der Sitzung beginnen."

Der Expeditionsleiter zuckte unwillkürlich zusammen, als er die Stimme der greisen Kadohanerin hörte. Ganz brüchig klang sie, brüchig und leise, wie das entfernte Echo eines jener knacksenden Geräusche, die entstehen, wenn jemand auf einen morschen Ast tritt.

Alle setzten ihre Vorführbrillen auf und drückten sich in ihre Sitzmaschinen, die sich daraufhin sanft an ihre Körper schmiegen. "Auch auf der nächsten Etappe unserer Mission konnten wir große Erfolge verzeichnen", begann der Expeditionsleiter.

Er ließ die Schaubilder mit den neuen Landepfählen auf der Vorführbrille erscheinen, ratterte die Statistiken über die jüngsten Erschließungsprojekte herunter, fasste noch einmal den Effekt der Wirkverstärker zusammen, durch die die Bereitschaft zur Aufstellung von Landepfählen deutlich erhöht worden war, und resümierte dann: "Kurz gesagt: Ich denke, wir sind weiterhin auf einem sehr guten Weg. Unser Projekt macht sichtbare Fortschritte!"

Unangenehme Fragen

Gespannt blickte der Expeditionsleiter in die Runde. Kein Finger hob sich an die Schläfe, zum Zeichen des spontanen Beifalls. Aber hatte er denn etwas anderes erwartet? Er hatte ja selbst gemerkt, dass sein Vortrag zu routiniert, zu wenig enthusiastisch gewesen war. Jeder im Raum konnte spüren, dass hier jemand nicht mehr für die Ziele brannte, denen die von ihm geführte Mission dienen sollte.

Dennoch war er erschrocken über das unheilvolle Schweigen, das auf seinen Rechenschaftsbericht folgte. Niemand sagte etwas. Stattdessen vibrierte die Vorführbrille des Expeditionsleiters geradezu von all den Summtönen, die den Erklärungsbedarf des Auditoriums anzeigten. Offenbar hatten mehrere Mitglieder der Zukunftskommission gleichzeitig die entsprechende Funktion betätigt.

Er wollte zu einer Erläuterung ansetzen, aber das dünne Stimmchen der Sitzungsleiterin kam ihm zuvor: "Bei dem großen Redebedarf sollten wir vielleicht die Diskussion vorziehen ..."

Sie hatte kaum ausgesprochen, da prasselte auch schon das Gewitter der Fragen auf den Expeditionsleiter ein. "Mir liegt da eine interessante Simulation vor", begann der erste Redner, der sich, ganz wie Lazerov, ein aus Blitzen geformtes Angriffsdreieck auf den Schädel gemalt hatte. "Danach entspricht die Energie, die die Erdlinge mit unseren Landepfählen gewinnen können, einem Bruchteil der Energie, die sie für den Antrieb ihrer Fortbewegungsmittel benötigen. Schon eine geringe Einsparung in diesem Bereich könnte demzufolge die Landepfähle überflüssig erscheinen lassen.

Und was noch schwerer wiegt: Nach meinen Informationen kursieren derartige Berechnungen auch bereits unter den Erdlingen. Wird das langfristig nicht die Ziele unserer Mission gefährden? Sollten wir die Invasionspläne deshalb nicht viel entschlossener vorantreiben?"

"Ich denke nicht, dass wir uns deswegen Sorgen machen müssen", beschwichtigte der Expeditionsleiter. "Wir haben über unsere Mittelsleute eigene Institute gegründet, die auf der Grundlage alternativer Rechenoperationen zu ganz anderen Ergebnissen gelangen. Außerdem ist die Heilserwartung, die mit den Landepfählen verbunden ist, mittlerweile viel zu fest in der Bevölkerung verankert. Irgendwelche Rechenspiele, die nicht ins Bild passen, werden da von den meisten einfach ausgeblendet."

"Aber ist es nicht auch so", hakte ein anderer nach, "dass die theoretisch aus den Landepfählen zu gewinnende Energie in absehbarer Zukunft an ein absolutes Ende gelangen wird? Schließ-

lich gibt es für den Ausbau ja eine natürliche Grenze. Die Simulationen sagen jedenfalls eindeutig, dass die Rotoren sich ab einer bestimmten Ausbaustufe gegenseitig abbremsen. Und das wird dann wohl selbst den Erdlingen nicht verborgen bleiben!"

Der Expeditionsleiter räusperte sich. Sein Mund war trocken geworden. Diese ganze Fragekaskade trug, das wurde ihm immer klarer, erkennbar Lazerovs Handschrift. Ganz offensichtlich handelte es sich dabei um eine konzertierte Aktion!

Er holte tief Luft, dann führte er aus: "Auch hier haben wir von unseren Instituten Modelle entwickeln lassen, die die Kritik entkräften. Demnach müssen die Landepfähle nur im richtigen Winkel zueinander aufgestellt werden, um eine Bremswirkung zu vermeiden."

"Das Entscheidende ist doch etwas anderes!" ereiferte sich ein anderes Kommissionsmitglied – eine Kadohanerin, deren Schädel eine stilisierte Supernova zierte. "Ab einem bestimmten Punkt schadet die fortgesetzte Errichtung von Landepfählen doch unseren eigenen Interessen! Wenn es zu viele davon gibt, sind die Landeplätze einfach nicht mehr klar genug markiert. Jeder zusätzliche Landepfahl erschwert dann nur unsere Invasionspläne. Ich verstehe deshalb gar nicht, warum wir nicht endlich losschlagen!"

Trotz des aggressiven Tons, in dem die Frage gestellt worden war, bemühte sich der Expeditionsleiter um eine ruhige Antwort: "Ich denke nicht, dass weitere Landepfähle unsere Mission gefährden werden. Eher eröffnet uns das zusätzliche Optionen. Dass bei den Neubauten stets der Nutzen für die Landemanöver unserer Raumschiff-Flotte im Vordergrund steht, ist ohnehin durch ein eigens dafür entwickeltes Simulationsprogramm sichergestellt."

Er sah zu Lazerov herüber. Vielleicht würde dieser ja die lobende Erwähnung seiner Arbeit honorieren.

In der Tat war Lazerov die Genugtuung über den Hilfe suchenden Blick des Expeditionsleiters deutlich anzumerken. Dies veranlasste ihn allerdings keineswegs, seinem Kollegen zur Seite zu springen. Stattdessen verhielt er sich wie ein Boxer, der seinen Gegner taumeln sieht: Er holte zum entscheidenden Schlag aus.

Liebesbeweise

Langsam, jede Sekunde seines Triumphs auskostend, erhob sich Lazerov. Er ließ seinen Blick über die Reihen der Kommissionsmitglieder schweifen, dann sagte er mit leiser, bedrohlich wirkender Stimme: "Ich schlage vor, dass wir das unwürdige Frage- und Antwort-Spiel an dieser Stelle beenden. Niemandem in diesem Raum dürfte entgangen sein, dass unser Expeditionsleiter versucht, die für unseren Planeten überlebenswichtige Invasion hinauszuzögern. Ich denke, alle hier Anwesenden haben ein Recht darauf, den Grund für dieses, vorsichtig ausgedrückt, höchst seltsame Verhalten zu erfahren."

Lässig tippte Lazerov gegen die Vorführbrille. Der Expeditionsleiter erschrak. Denn die Bilder, die nun an seinen Augen vorüberflackerten, waren ihm nur allzu bekannt. Es waren Bilder von der Erde. Von einer Frau, deren lange Locken als golden schimmernde Welle über ihren nackten Oberkörper fielen. Durch die behutsamen, kreisförmigen Bewegungen, die sie mit ihrem Schoß vollführte, bebten ihre birnenförmigen Brüste kaum merklich.

"Lass dir Zeit", hörte der Expeditionsleiter sie flüstern. "Niemand drängt uns. Es ist auch so schön ... Hauptsache, wir sind zusammen."

Bei diesen Worten beugte sie sich vor zu einem unter ihr liegenden Mann. Er war es, an den die Worte gerichtet waren. Und dieser Mann war niemand anderes als der, der für diese Frau "Thilio" war.

Der Expeditionsleiter spürte, wie eine aufsteigende Hitze sein Gesicht entflammen ließ. Er konnte sich noch genau an den Abend erinnern, von dem die Bilder stammten. Wie könnte er ihn auch je vergessen? Es war der Abend, an dem er endlich Maggies Wunsch nach körperlicher Nähe nachgegeben hatte.

Dass er sich ihren Annäherungsversuchen so lange widersetzt hatte, lag weniger an dem fehlenden Bedürfnis, ihr nahe zu sein. Nein, er hatte vor allem Angst, Maggie zu enttäuschen. Denn auf Kadohan setzte man bei der Fortpflanzung ja schon seit langer Zeit auf automatisierte Verfahren. Angesichts der geringen Anzahl von Neubürgern, die man sich nach der Einführung der Verjüngungssperre noch leisten konnte, hatte sich dieser Trend noch einmal verstärkt. An den wenigen neuen Kadohanern sollte einfach alles perfekt sein.

Dadurch aber hatte auch das Verlangen nach körperlicher Vereinigung mit anderen immer mehr abgenommen. Zuletzt hatte es fast schon als etwas Vorzivilisatorisches, Barbarisches gegolten. So war er sich als "Thilio" unsicher gewesen, ob es ihm überhaupt noch gelänge, sich der animalischen Ekstase hinzugeben – und dann auch noch mit der Angehörigen einer fremden Spezies!

Maggie hatte ihn zwar keineswegs gedrängt, seine Zurückhaltung aufzugeben. Ihre Neckereien hatten am Ende ihre Wirkung aber

auch nicht verfehlt: "Ich mag ja schüchterne Männer. Aber man kann auch alles übertreiben ..."

So hatte er schließlich auch noch die letzte Grenze übertreten und sich ganz in ihre Arme sinken lassen. Am Anfang hätte diese äußerste Form der Nähe zu einem anderen Wesen, die hier ja auch die Grenzen von Planeten und Galaxien überwand, ihn fast erdrückt. Dann aber wurde es die intensivste Erfahrung seines Lebens – die intensivste, aber auch die intimste Erfahrung.

Es war deshalb nicht einfach nur Peinlichkeit, die er empfand, als er diese Erfahrung nun mit all den staunenden Kommissionsmitgliedern, die ihm stets nur in der äußeren Hülle ihrer Funktionen auf dem Planeten begegnet waren, teilen musste. Er hatte auch das Gefühl, dass ihm hier ein Geheimnis gestohlen wurde, dass nur ihm und Maggie gehörte.

Gleichzeitig begriff er durch die Bilder aber auch erst vollständig, wie sehr er sich mittlerweile auf dem fremden Planeten beheimatet hatte. Allein schon diese wilden, zerzausten Haare. Auch hier hatte er sich von Maggie formen lassen. Er hatte noch immer den Schäkerton im Ohr, mit dem sie sich über seine Grienbaum-Frisur lustig gemacht hatte: "Was läufst du eigentlich immer mit diesem strengen Scheitel herum? Lass dir die Haare doch mal wachsen! Das steht dir bestimmt viel besser."

Maggie liebte es, die Finger in seinen Wuschelhaaren zu vergraben. Wie sollte er ihr nur den kahl rasierten Schädel erklären, den er nun, durch seinen Aufenthalt auf Kadohan, wieder hatte?

All diese Erinnerungen und Fragen streiften freilich kaum die Schwelle seines Bewusstseins. Sie waren nur wie ein Haufen bunter Kieselsteine, die eine Flutwelle kurz vom Grund eines Flusses aufwirbelt.

Sein bewusstes Denken wurde von ganz anderen Fragen gefangen genommen: Wie war es Lazerov überhaupt gelungen, diese Aufnahmen zu machen? Wie hatte er sich in Maggies Wohnung stehlen können, um seine Spitzelgeräte zu installieren? Und warum hatten Maggie und er nichts davon bemerkt? Wie hatte er nur so unvorsichtig sein können! Wenn nur Maggie nichts passierte, jetzt, wo er nicht bei ihr war, um sie zu beschützen!

Der Entschluss

Ebenso abrupt, wie es eingesetzt hatte, endete das Bildergeflacker auch wieder. Alle setzten ihre Vorführbrillen ab. Der Expeditionsleiter sah sich von kalten, stechenden Augenpaaren umringt, ein jedes ein stummes Urteil.

Als würde sie die drückende Stille in Worte fassen, fragte die Sitzungsleiterin mit ihrer brüchigen Stimme: "Geben Sie zu, dass Sie es sind, der auf diesen Bildern zu sehen ist?"

Für einen Augenblick überlegte der Expeditionsleiter, ob er den "Feindkontakt" vielleicht als konspirative Aktion zur Ausforschung der Erdlinge hinstellen sollte. Aber er verwarf den Gedanken sogleich wieder.

Nicht nur war die Lust, die ihm diese Art von "Feindkontakt" bereitete, auf den Aufnahmen viel zu deutlich zu erkennen. Er hätte es auch als Verrat an Maggie empfunden, sich nicht zu ihr zu bekennen. Nachdem er seiner Mission untreu geworden war, wollte er nicht auch noch das verraten, was ihm das Liebste im Leben geworden war.

Auf sein schwerfälliges Nicken hin verkündete die Leiterin der Zukunftskommission: "Sie haben sich der Ihnen übertragenen

Aufgabe als unwürdig erwiesen. Hiermit entbinde ich Sie Ihrer Funktion als Expeditionsleiter. Die Mission wird ab sofort von dem Leiter des Invasionskommandos koordiniert."

Lazerov erhob sich. "Ich bedanke mich für das mir entgegengebrachte Vertrauen. Ich werde alles daransetzen, es nicht zu enttäuschen. Als Erstes sollten wir, denke ich, die Vorbereitungen für die Invasion intensivieren."

Die triumphgetränkte Stimme Lazerovs drang nur wie aus weiter Ferne an das Ohr des degradierten Expeditionsleiters. In seinen Gedanken war er schon wieder auf der Erde, bei Maggie. Hatte er sich eigentlich, überlegte er, in Maggie verliebt, weil er sich in die Erde verliebt hatte? War sie für ihn gewissermaßen das Gesicht der Erde? Oder hatte er sich in die Erde verliebt, weil er Maggie liebte? Weil sie eine Saite in ihm zum Klingen brachte, von deren Existenz er nichts gewusst hatte?

Was ihm jedoch klar vor Augen stand, war: Wenn er Maggie nicht verlieren wollte, musste auch die Erde das bleiben, was sie war. Und er wusste: Wenn er beide vor Schaden bewahren wollte, gab es nur eine Lösung.

Sein Entschluss war gefasst.

3. Himmelfahrt

Alfons Heimenross hält eine feierliche Rede zum Tag des Windes. Dabei macht er eine geradezu unglaubliche Ankündigung.



Die Verkündigung

Alfons Heimenross war überwältigt. Der ganze große Paradeplatz, der schon seit längerem "Platz des Windes" hieß, war erfüllt vom geschäftigen Surren der Windrädchen. Jeder, der zur Feier des Windes erschienen war, hatte eines der Miniaturräder mitgebracht. Zwar war es an dem Tag völlig windstill. Die kleinen Wunderwerke verfügten jedoch über einen autonomen Antrieb und konnten sich auch aus eigener Kraft bewegen.

Konnte es, fragte sich Heimenross, ein treffenderes Symbol für den unerschöpflichen, sich ewig selbst erneuernden Quell des Windes geben?

Mit feierlicher Entschlossenheit betrat er die Rednerbühne. Von stilisierten Rotorblättern umrahmt, schien es, als würde sie von lautlosen Propellern emporgehoben.

"Der Wind sei mit euch!" rief er, die Arme ausbreitend, der jubelnden Menge entgegen.

"Und mit deinem Geiste!" schallte es zurück.

Tausende Arme reckten sich Heimenross zum Gruß des Windes entgegen. Glitzernd verfiel sich das Sonnenlicht in den Flügeln der hochgehaltenen Windrädchen. Wie ein Meer aus lauter Perlen brandete das Gefunkel um die goldene Windradsäule, die die Mitte des Platzes zierte.

"Freunde! Gefährten! Glaubensgenossen!" hob Heimenross erneut an. "Ihr alle wisst: Heute ist ein großer Tag! Nicht, weil es mein Geburtstag ist. Sondern, weil ich mit diesem Tag, den ich dem Wind geweiht habe, uns allen vor Augen führen möchte, wessen Kinder wir in Wahrheit sind. Kinder des Windes sind wir, nichts wären wir ohne ihn und seinen Atem, der uns die Kraft zum Leben gibt!"

"Dank sei dem Wind!" hallte es in vielstimmigem Singsang über den Platz.

Heimenross setzte eine besorgte Miene auf. "Unerschütterlich ist, so bekennen wir, unser Bund mit dem Wind!" unterstrich er. "Und doch gibt es unter uns noch immer einige, die sich nach wie vor nicht zu der Kraft des Rades bekennen."

Heimenross hielt kurz inne. Ein entrüstetes Raunen ging durch die Menge. Der erfahrene Redner ließ es ein wenig anschwellen, dann erhob er die Stimme: "Wahrlich, ich sage euch: Diese Ungläubigen sind wie Gräber, die von glänzenden Marmorplatten bedeckt sind. Von außen wirken sie rein und hell, doch innen sind sie nur Moder und Dreck! Ihr Verrat aber wird uns nicht aufhalten. Sie selbst sind es, die dadurch Schaden nehmen werden. Sie

selbst werden durch ihren Verrat das Heil verlieren und der ewigen Verdammnis anheimfallen!"

"So soll es sein!" antwortete die Menge im Chor. "Ja, so soll es sein!"

Heimenross ließ das Gemurmel auf dem Platz erst ganz abebben, ehe er weiterredete. Seine Stimme nahm nun wieder einen verständlicheren Klang an: "Um nun aber auch noch die letzten verdüsterten Seelen von der Herrlichkeit des Windes erleuchten zu lassen, habe ich mich entschlossen, ein Zeichen zu setzen. Ein Zeichen, das ich mit meinem eigenen Leben bezeugen werde!"

Auf diese Worte hin bezog zu beiden Seiten von Heimenross eine Gruppe von Posaunenbläsern Position. Während sie einen scheppernden Tusch über den Platz sandten, flammte auf der großen Leinwand hinter der Rednerbühne ein Sternenhimmel auf.

Die Sterne waren ständig in Bewegung, als würden sie von mächtigen kosmischen Winden durcheinandergewirbelt. Nur ein leuchtender Punkt in ihrer Mitte bewegte sich nicht von der Stelle. Ganz allmählich wurde er größer, bis er schließlich als Raumschiff zu erkennen war. Am Ende nahm dieses die gesamte Breite der Leinwand ein. Wie ein großer, fremder Vogel schwebte es über den Köpfen der Menge.

Heimenross atmete noch einmal tief durch. "Dies ist die Fähre, auf der ich ins Herz des Windes übersetzen werde!" verkündete er dann.

Tausende Augenpaare starrten ihn ungläubig an. Niemand verstand, was er sagen wollte. Und niemand hatte je ein Raumschiff wie das gesehen, das auf der Leinwand mit zitternden Flügeln zum Flug in die kosmische Nacht anzusetzen schien.

"Ja", bekräftigte Heimenross, "ich werde die Erde verlassen. Aber nicht Trauer sollt ihr deshalb empfinden – nein, Freude möge eure Herzen erfüllen! Denn seht: Wir haben unseren Planeten längst überall mit den Säulen unseres Glaubens bepflanzt. Unser Bund mit dem Wind ist besiegelt, nichts kann ihn zerstören. So ist meine Mission auf diesem Planeten erfüllt. Es gibt aber noch unzählige Regionen im Universum, die nach wie vor in völliger Finsternis gefangen sind. Regionen, die nichts wissen von der erlösenden Macht des Windes. Dorthin wird, so der Wind es will, mein Weg mich führen, auf dass auch die finstersten Ecken des Alls erleuchtet werden von jener Kraft, in der unser eigener Planet erstrahlt."

Unruhe machte sich unter den Zuhörern breit. Hier und da brachen einige in lautes Schluchzen aus.

Heimenross beugte sich leicht nach vorne. Zärtlich, wie eine Mutter, die ihrem Kind über den Kopf streicht, umfasste er den Rand des Rednerpults. "Fürchtet euch nicht!" rief er der Menge zu. "Auch wenn mein Körper nicht mehr anwesend sein wird auf dieser Erde, so werde ich doch weiterhin unter euch sein."

Ein Assistent im langen bauschigen Windgewand, wie es seit geraumer Zeit von den Winddienern getragen wurde, betrat die Bühne. Mit den Händen umklammerte er andächtig ein goldenes Windrad. Ehrfürchtig senkte er den Kopf, als er es Heimenross überreichte.

Feierlich präsentierte Heimenross der Menge die Windradmonstranz. "Seht", proklamierte er. "Dies ist das Rad unseres Bundes! Wann immer es sich dreht, wird mein Atem euch anwehen aus seinen Flügeln. Nehmt dann die Flügel, brecht sie und verteilt sie untereinander. So werde ich immer in eurer Mitte sein und eure

Gemeinschaft stärken, auf dass ihr euch mit ganzer Kraft dem Dienst widmen könnt an der Macht des Windes, aus der und für die wir alle leben!"

Das Schluchzen auf dem Platz wurde nun noch einmal lauter. Einige ließen sich spontan auf die Knie fallen und murmelten Segenswünsche für den großen Windradführer vor sich hin; für ihn, der sogar das Opfer des eigenen Lebens nicht scheute, um die frohe Botschaft des Windes bis in die finstersten Ecken des Universums zu verbreiten.

Heimenross schloss die Augen und hob seine Arme zum Himmel. "Gewaltiger Wind!" rief er aus. "Ich bin bereit! Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden!"

Aus tausend Kehlen stimmte die Menge ein in die rituellen Worte: "Wahrlich, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach. Aber hauch mich nur an, so wird meine Seele gesund!"

Heimenross verharrte noch für einen Augenblick schweigend an seinem Platz. Von seiner eigenen Rede ergriffen, wischte er sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Dann trat er von der Rednerbühne ab.

Verlassenheit

Ein Gefühl tiefer Verlassenheit breitete sich auf dem Platz aus. Die Menge wurde von einem hilflosen Zucken erfasst, wie eine Schlange, der der Kopf abgeschlagen worden ist.

Niemand machte Anstalten, nach Hause zu gehen. Alle starrten gebannt auf die große Leinwand, die nun die letzte noch verbliebene Verbindung mit dem geliebten Führer war. Die Bilder, die

dort zu sehen waren, zeigten Heimenross im Kreis seiner Windradjünger. Sichtlich bewegt geleiteten sie ihren Gebieter zu einem Fahrstuhl am Rande des Platzes. In diesem rauschten sie alle hinab zu einem langen Tunnel. Schweigend schritten sie durch ihn hindurch.

Am Ende des unterirdischen Gangs gelangte die Gruppe zu einem hohen Kellergewölbe. In dessen Mitte befand sich eine etwas erhöht stehende Anlage, auf der ein nicht klar zu identifizierendes Flugobjekt thronte. Handelte es sich hierbei also um eine geheime Raketenabschussrampe? War dies der Ort, von dem aus der geliebte Führer in den Weltraum aufbrechen wollte?

Heimenross verabschiedete sich nun von seinen Jüngern und begab sich in die Obhut einer Reihe von Mechanikern und Ingenieuren, die ihn sogleich in ein längeres Gespräch verwickelten. Anscheinend gaben sie ihm letzte Instruktionen für den bevorstehenden Flug.

Der Umgang dieser Männer mit Heimenross wirkte allerdings alles andere als devot. Empörung machte sich in der Menge breit, als auf der Leinwand zu sehen war, wie respektlos der verehrte Führer behandelt wurde. Er wurde nicht etwa, wie es wohl der Situation angemessen gewesen wäre, in das Raumschiff getragen, sondern geradezu rüde in die kleine Kapsel geschubst. Und drinnen legte man ihm auch nicht behutsam die Sicherheitsgurte an, sondern nagelte ihn fast schon mit roher Gewalt an seinem Sitz fest.

Heimenross aber ließ alles wie ein Friedensfürst über sich ergehen. Entspannt lehnte er sich in seinem Sitz zurück, nachdem er die letzten Sicherheitsanweisungen erhalten hatte und ganz allein darauf wartete, in den Himmel entrückt zu werden.

Da wurde der Platz auf einmal von einem gewaltigen Zittern erfasst. Alle sahen sich erschrocken um. Es dauerte eine Weile, bis man den Ursprung des Bebens orten konnte. Das Epizentrum war ganz offensichtlich die goldene Windradsäule in der Mitte des Platzes. Etwas Merkwürdiges ging darin vor sich. Ein lautes, dröhnendes Geräusch war daraus zu vernehmen, das niemand zu deuten vermochte.

Dann aber geschah etwas, womit keiner gerechnet hatte: Die Windradsäule klappte sich an ihrem oberen Ende auf. Die Flügel bogen sich auseinander und formten eine Mulde, die entfernt an einen Blütenkelch erinnerte. Und in diesem Blütenkelch erschien Sekunden später die Raumkapsel, in die man kurz zuvor auf der Leinwand den geliebten Führer hatte einsteigen sehen.

Unter lautem "Ah" und "Oh" begriff die Menge: Der geheime Weltraumbahnhof befand sich genau unter ihren Füßen. Und die Startrampe führte mitten durch die Windradsäule hindurch!

Sobald die Raumkapsel aus der hohlen Säule aufgetaucht war, begann sie wie ein Hefeteig aufzugehen. Rasch wuchs sie zu jenem Raumschiff heran, das während der Rede von Heimenross auf der Leinwand zu sehen gewesen war. Zum Schluss klappten sich noch die Flügel auseinander. Unmittelbar darauf wurde aus den Lautsprechern scheppernd der Countdown für den Start heruntergezählt.

Im selben Augenblick begann eine immer dichter werdende Finsternis die Köpfe zu beschatten: Das Schiebedach, das zum Schutz vor den Unwägbarkeiten des Wetters vor kurzem an dem Platz angebracht worden war, wurde hochgezogen. Niemand sollte durch die Himmelfahrt des Windradführers Schaden nehmen.

Eine gespannte Ruhe lag über dem Platz. Alle Blicke richteten sich angstvoll auf die Leinwand, auf das unbekannte Flugobjekt, in dem der große Windverkünder seinem letzten, großen Aufbruch entgegenfieberte. Einige schlossen die Augen und falteten die Hände, um ihre Gedanken mit denen des Scheidenden zu vereinen. Andere rissen ihre Augen geradezu krampfhaft auf, um ja nicht den einen großen Moment zu verpassen, in dem das Unglaubliche Wirklichkeit werden würde.

Und dann geschah es: Fauchend und brüllend wie ein befreites Raubtier löste sich das Raumschiff von der Rampe. Als heller Funkenregen prasselte das ausgespiene Feuer auf das geschlossene Dach über dem Platz.

Rasch entfernte sich das Raumschiff aus dem Blickfeld der stauenden Menge. Wehmütige Blicke folgten ihm, bis es auf der Leinwand schließlich nur noch als kleiner, leuchtender Punkt unter vielen anderen auszumachen war. Nicht lange, und auch dieser letzte Funkengruß des unerschrockenen Himmelsreisenden wurde von den Lichtfluten des Alls verschluckt.

Kosmische Mückenschwärme

Ein surrendes Geräusch weckte die Menge aus ihrer Erstarrung: Das ausfahrbare Dach verschwand wieder in der Versenkung. Obwohl die Sonne nun wieder ihre ganze Pracht auf dem Platz ausbreiten konnte, war die Verlassenheit jetzt noch stärker zu spüren als zuvor, unter der schützenden Höhlendecke.

Wie eine verlorene Fackel leuchtete die Windradsäule in der Mitte des Platzes, nachdem ihre Spitze sich wieder geschlossen hatte. Und beim Anblick der verwaisten Rednerbühne, von der

eben noch das Manna beseelender Worte auf sie herniedergerregnet war, kamen manchen gleich wieder die Tränen.

Um die Menge zu trösten, aber auch, um dem windbegeisterten Himmelfahrer einen letzten Gruß hinterherzuschicken, wurde auf der Leinwand noch einmal das gesamte Mosaik an Windradsäulen vorgeführt, das dem Entrückten zu verdanken war. Land für Land, Kontinent für Kontinent entfalteten sich vor einem nachtschwarzen Himmel die Muster, die die roten Leuchtpunkte in die Landschaft zeichneten.

Für viele wurde so zum ersten Mal der himmlische Sinn für Symmetrie deutlich, der das Werk des großen Windradführers auszeichnete. Nichts schien dem Zufall überlassen zu sein, alles folgte offenbar einem übergeordneten Plan, dem eine universelle Harmonie innewohnte. Zeugte die kreisförmige Anordnung der Windradsäulen, die bei allen Bauten zu beobachten war, nicht von einem geradezu überirdischen Gespür für Form und Struktur?

Andächtig versenkte sich die Menge in die mystischen Windradkreise. Eine Atmosphäre stiller Kontemplation breitete sich auf dem Platz aus.

Dann aber geschah etwas Unvorhergesehenes. Auf der Leinwand tauchten auf einmal ein paar Funken auf, die störend um das harmonische Muster der Windradsäulen zuckten. Wie ein in der Sonne glitzernder Mückenschwarm näherten sie sich den Leuchtkreisen, wobei sie rasch an Größe zunahmen. Gleichzeitig zog sich der Schwarm immer weiter auseinander. Am Ende war er zu einer ganzen Armada kosmischer Leuchtfeuer angewachsen, die sich fast über die ganze Breite des Himmels erstreckten.

Als die Ersten von einer unbestimmten Unruhe erfasst wurden, begannen auch schon die Sirenen zu heulen. Fragende Blicke wurden ausgetauscht, prallten aneinander ab, fielen in sich selbst zurück. Niemand verstand. Niemand begriff. Niemand erkannte. Es war, als würde die Welt auf einmal in einer fremden Sprache zu ihnen sprechen.

"Unbekannte Flugobjekte nähern sich der Erde! Dies ist ein Angriff auf die Erde!" schepperte es aus den Lautsprechern. "Ich wiederhole: Dies ist ein Angriff auf die Erde! Suchen Sie umgehend die Luftschutzbunker auf oder begeben Sie sich in einen sicheren Kellerraum! Bleiben Sie nicht im Freien! Verhalten Sie sich ruhig! Es wird alles Nötige für die Sicherheit der Bevölkerung unternommen!" Dann ging das Ganze wieder von vorne los: "Unbekannte Flugobjekte ..."

Ein kurzes paralysiertes Schweigen, ein letzter Blick auf die Leuchtkreise auf der Leinwand, die auf einmal einen ganz neuen, gar nicht mehr harmonischen Sinn erhielten – dann folgten die ersten Entsetzensschreie.

Hektische Bewegung breitete sich aus, die eben noch wohlgeordnete Menge zerfiel in tausend Einzelteile, die sich rasch in alle Himmelsrichtungen zerstreuten. Wäre der Platz nicht breit genug gewesen, um allen eine Fluchtmöglichkeit zu bieten, hätte leicht eine Massenpanik ausbrechen können.

Das Lächeln des Weltraumreisenden

Wenige Augenblicke später lag der Platz völlig leblos da. Auf der Leinwand war nichts als ein unbestimmtes Flimmern zu sehen,

von dem unklar war, ob es von extraterrestrischen Kriegern ausging oder auf eine gestörte Kamera zurückzuführen war.

Überall auf dem Boden lagen die bunten Windrädchen herum, die eben noch freudig in die Höhe gereckt worden waren. Einige zuckten, in der Dynamik ihres Eigenantriebs gefangen, noch eine Zeit lang hilflos über den Boden, ehe auch sie sich der allgemeinen Regungslosigkeit ergaben.

Nichts rührte sich mehr. Die himmlische Feier war einer großen Leere gewichen.

Nur ein einsamer Mann war auf dem Platz zurückgeblieben. Entspannt lehnte er an der goldenen Windradsäule. Er war der Einzige, der ganz und gar nicht besorgt wirkte. Es schien sogar, als würde ein zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielen – wobei es auf der linken Seite etwas stärker ausgeprägt war als auf der rechten.

Diesen Mann kannte man auf der Erde als "Guntram Grienbaum", Geschäftsführer der Firma *StarWind*, auch wenn er selbst sich eher als "Thilio" empfand. Niemand ahnte, dass er in Wahrheit von einem fernen Planeten stammte, wo er bis vor kurzem noch als Expeditionsleiter für die Erkundung fremder Welten fungiert hatte.

Warum er, anders als alle anderen, die mit ihm auf dem Platz gestanden hatten, wohl so guter Stimmung war? Vielleicht dachte er gerade an die List, mit der es ihm trotz der gegen ihn verhängten Ausreisesperre gelungen war, an ein Raumschiff zu gelangen; an sein besonderes raumfahrerisches Können, das es ihm ermöglicht hatte, den Sicherheitskordon seines Planeten zu durchbrechen.

Vielleicht dachte er aber auch an sein Gespräch mit Energieminister Heimenross zurück; an das messianische Leuchten in dessen Augen, als er ihm vorgeschlagen hatte, seine Windkraftmission auf andere Planeten auszudehnen – wobei die Begeisterung des Energieministers wohl auch damit zusammengehungen haben dürfte, dass er ihm die fehlenden Rückkehrmöglichkeiten verschwiegen hatte.

Dachte er daran, wie er Heimenross geraten hatte, seinen Start in den Weltraum als öffentliches Event zu inszenieren, mit einer Leinwand, auf der die Anwesenden jeden seiner Schritte und auch seinen Abflug verfolgen könnten? Einer Leinwand, die – was Heimenross nicht zu wissen brauchte – den wahren Sinn der verehrten Windräder offenbaren würde? Einer Leinwand, auf der auch Raumschiffe, die sich in feindlicher Absicht der Erde nähern, gut zu erkennen sein würden?

Oder versank er in Gedanken gerade in einem Strom goldener Locken? Gab er sich dem duftenden Knistern hin, mit dem sie ihn umfingen? Berauschte er sich an der vollkommenen Form eines geheimnisvollen Döschens, mit dem seine Finger spielten? An dem Wissen um die Leben spendende Kraft der Pillen, die er darin aufbewahrte? An dem Traum von all den vielen Jahren, die sie ihm auf diesem vollkommen unvollkommenen, sich immer wieder neu erfindenden Planeten schenken würden? Auf diesem Planeten, der in seiner Zerbrechlichkeit wirkte wie eine Vase aus kostbarem Porzellan?

Wusste er etwas, das niemand außer ihm ahnen konnte: dass diese Geschichte gut ausgehen würde?

4. Auferstehung

Erschöpft blinzelt Maggie in die Morgensonne: Etwas Unvorstellbares ist passiert.



Unsichtbare Hände tätschelten Maggies Wangen, strichen ihr über das Haar, rieben fremde Düfte in ihre Haut. Lange schon hatte sie die Berührungen des Windes nicht mehr so genossen. Hatte vielleicht, fragte sie sich, all das Gerede von der "Kraft" des Windes und ihrer optimalen Nutzung den Wind am Ende seines Geheimnisses beraubt – seiner Freiheit, gleichzeitig überall und nirgends zu sein?

Blinzelnd sah sie zu den Hügeln hinüber, hinter denen gerade die Sonne aufgegangen war. In dem schrägen Licht waren die Windradruinen nicht zu erkennen. Alles sah wieder so aus wie früher. Natürlich wusste sie, dass das nur eine Illusion war. Dennoch genoss sie es, endlich wieder den Schrei des Bussards hören zu können, ohne Angst zu haben, dass dem mächtigen Vogel im nächsten Augenblick die Flügel an den Windrädern gebrochen

würden. Endlich umgab sie wieder das freie Rauschen des Windes und nicht mehr dieses gierige Hecheln der Rotoren.

Ein Rascheln in der kniehohen Wiese vor ihr ließ sie aufhorchen. Zuerst war nur ein hochgestellter roter Ringelschwanz zu sehen, dann tauchte auch der dazugehörige Körper aus dem Meer der Gräser auf. Es war Stormy, ihr feuerroter Kater, der ihr kürzlich zugelaufen war.

Kaum war sie wieder in ihr altes Haus zurückgekehrt, da hatte er plötzlich vor ihrer Tür gestanden. Ein struppiger Feuerteufel, dem nichts geblieben war als sein unerschütterliches Selbstbewusstsein. Freigiebig hatte er seine Flöhe mit ihr geteilt, indem er sich intensiv um ihre Beine ringelte. Irgendwie musste er gespürt haben, dass er hier auf eine kinderlose Katzenmutter gestoßen war. "Na, du Räuber?" begrüßte sie ihren Mitbewohner. "Lust auf Frühstück?"

Ein klägliches Maunzen, mit dem Stormy vor dem Küchenfenster Position bezog, war die Antwort.

Maggie schmunzelte. Wie viel Glück sie doch gehabt hatte, dass ihr Haus noch nicht den Windrädern geopfert worden war! Für diesen Fall sah das "Gesetz zur Aufarbeitung des Windstromzeitalters" vor, dass die ehemaligen Eigentümer wieder in ihre Häuser zurückkehren durften. Die zuvor erhaltene Entschädigung konnte in monatlichen Raten zurückgezahlt werden.

Andere, so wusste sie, hatten weniger Glück gehabt. Entweder hatten die Windräder ihre Häuser bereits verdrängt, oder deren Mauern ragten nur noch verloren aus den Trümmerfeldern heraus, die von den zahllosen Stahlbetontürmen zurückgeblieben waren.

Das war fraglos eine Tragödie. Andererseits, überlegte Maggie: Hätte es denn eine Alternative zu der Bombardierung der Windkraftanlagen gegeben?

Wenn die Kampfjets nicht umgehend den Einsatzbefehl erhalten und die Anlagen in Schutt und Asche gelegt hätten, wären die fremden Raumschiffe wohl weiter unbeirrt auf ihr Ziel zugeflogen. Dann wäre die Erde jetzt wahrscheinlich die Kolonie eines anderen Planeten. Und dann würde auch sie jetzt nicht hier stehen und von einer besseren Zukunft träumen.

Natürlich war auch ihr klar, dass die Zukunft einstweilen wirklich nichts anderes war als ein schöner Traum. Niemand hatte auch nur die geringste Vorstellung davon, wo und wie man die Millionen Tonnen von Schrott, die von den Windrädern übrig geblieben waren, entsorgen sollte.

Maggie zog ihren Morgenmantel enger um ihre Schultern. Die Sommerhitze war vorbei, morgens kühlte es schon wieder spürbar ab.

Ein leichter Schauer lief über ihre Haut. Sie musste an den Tag danach denken, an den Morgen, als allmählich klar wurde, dass es gelungen war, den Angriff auf die Erde abzuwehren. Zögerlich waren alle aus ihren Bunkern und Kellerlöchern ans Tageslicht gekrochen, vorsichtig hatten sie sich umgesehen, aus Angst, irgendwo könnte ihnen doch noch ein kleines grünes Männchen auflauern.

Stauend hatten sie einander angesehen. Die Masken waren von den Gesichtern abgefallen, jeder war auf einmal wieder der, der er war. Eine seltsame Scheu hielt sie davon ab, aufeinander zuzugehen – als fürchteten sie, den anderen zu verletzen, wenn sie der zerbrechlichen Hülle seines Seins zu nahe kämen.

Nie zuvor hatten sie das Blut in ihren Adern so intensiv pulsieren gefühlt. Von einer Sekunde zur anderen erhielten alle die Hoheit über ihr eigenes Leben zurück. Beschämt traten sie wieder in ihre Rechte ein, wie Menschen, die eine Nacht lang nackt auf einem öffentlichen Platz getanzt haben und am nächsten Morgen mit verkatertem Kopf ein Foto von ihrem Exzess in der Zeitung sehen.

Es war ein bisschen wie nach dem Krieg. Überall standen Ruinen herum, von dem früheren Leben war nur ein morsches Gerippe übrig geblieben. Die äußere Welt lag wie die innere in Trümmern. Alles musste wieder neu aufgebaut werden. Das Leben musste wieder neu gelernt werden. Die Zukunft war wieder ein ungeschriebenes Buch.

Das Geräusch der Gartentür riss Maggie aus ihren Gedanken. Es war Thilio. Mit einem gebrummelten Morgengruß legte er den Arm um ihre Schultern und sog mit ihr die taugetränkte Luft ein. Eine Zeit lang standen sie schweigend nebeneinander und lauschten dem Morgenkonzert der Grillen. Dann sinnierte Maggie: "Ein Angriff von außerirdischen Kriegern ... Ich kann es noch immer nicht glauben! Ich dachte immer, so etwas gibt es nur im Kino ..." Thilio vergrub sein Gesicht in ihren Locken, in denen sich der duftende Atem des Windes verfangen hatte. "Ja", flüsterte er, "es ist einfach unvorstellbar."

Bildnachweise

1. Cover: Public Domain Pictures: Strudel, Fraktale (Pixabay)
2. I. Thomas Budach: Science Fiction: Aliens (Pixabay)
3. I.1. Gerd Altmann: Galaxy (Pixabay)
4. I.2. Stefan Keller: Fantasy (Pixabay)
5. I.3. Michael Gaida: Architektur (Pixabay)
6. I.4. Gerd Altmann: Abstract (Pixabay)
7. II. Thomas Budach (tombud): Ufo: Außerirdische (Pixabay)
8. II.1. Gerd Altmann: Fireball (Pixabay)
9. II.2. Reimund Bertrams: Beta Lyrae (Pixabay)
10. II.3. Free Fotos: Forest (Pixabay)
11. II.4. Franz von Stuck: Luzifer (1890; Wikimedia commons)
12. III. Thomas Budach (tombud): Ufo (Pixabay)
13. III.1. DarkWorkX: Forest (Pixabay)
14. III.2. Karl Frey: Fantasy (Pixabay)
15. III.3. Ilka Hoffmann: Anbetung des Heiligen Windrads
16. III.4. Analogicus: Bussard (Pixabay)